P.O. Germ. 1420 ed

Sternberg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Alfred.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

A. v. Sternberg.

E sua fama saria forse men mala,
Avesse avento e terra e ciel nemici,
Se gli scrittor sapea tenersi amici.

Ariost.

Dessau, bei Karl Aue.

1841.

16. D

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Die Verlagshandlung von Jonathan Nehrmann war fast seit einem halben Jahrhundert eine sehr solide Firma. In einer düstern Quergasse lag das große bedeutende Gebäude, das durch seine aus verschiedenen Theilen zusammengesetzte Fronte deutlich zeigte, wie nach und nach der Besitzer durch Ankauf der Nebengebäude seine Handlung erweitert, sein Vermögen gesteigert hatte. Die Lage war nicht passend, aber für den Credit sehr vortheilhaft. Wer sich so lange wie möglich in den dunkeln Seitengassen aufhält, der gewinnt das Vertrauen das man so leicht verscherzt wenn man in den glänzenden Hauptstraßen Häuser mit Balkonen bewohnt auf denen Orangerien prangen. Dies mag eine hypochondrische Grille sein, aber bis jetzt hat hie und da die Wirklich-

keit ihr Recht gegeben; und die alte Zeit war entschieden dieser Ansicht. Vielleicht erweckt auch schon das Alterthum dieser verjährten Besitzungen Vertrauen, vielleicht, wenn man so sagen darf, die merkantilische Architektur der Häuser, die da deutlich zeigen, daß sie mit zunehmendem Gelde erkauft wurden, eine Garantie, die die eleganten Prachtgebäude nicht geben, vielleicht auch, und dieses am wahrscheinlichsten, vertraut man gerne dem Manne, der sich sehr lange kümmerlich behalf, aus trüben Fenstern auf eine schmutzige düstere Wand gegenüber blickte und daher den kleinen Gewinn zusammenhielt, um erst nach redlichen Mühen zum Großen zu gelangen.

Wie dem auch sei, das dunkle Haus des Herrn Jonathan Rehrmann war ein respektables. Es gab wenige geschätzte Werke der alten Literatur, die nicht aus der düstern Gasse hervorgegangen waren, um ihren Lauf durch die gebildete Welt zu beginnen. Zwar war das Papier, auf dem diese kostbaren Geistesblüthen prangten, ein ziemlich erdfahles, allein dieser Umstand konnte der ewigen Dämmerung, die in der alten Druckerei im Hintergebäude herrschte, zugemessen werden. Man kannte damals noch nicht das berühmte

milchweiße Papier und eben so wenig die nach allen Weltgegenden hin verzerrten Lettern, man druckte mit stumpfen Lettern sehr spitzige Gedanken und legte seitenreiche Bilder auf grobkorniges schmutziges Zeitungspapier nieder. Bei alle dem sind uns die spitzigen Gedank n und seitenreichen Bilder geblieben, während es sehr die Frage ist, ob das verkalchte milchweiße Papier auch nur einen unserer sublimen Gedanken auf die Nachwelt bringen wird.

Herr Jonathan Nehrmann trank diesen Morgen seine Tasse Milchkaffee etwas eiliger aus, weil ein wichtiger Posttag war, und im Comtoir seine Gegenwart dieses Mal eine gute halbe Stunde früher nöthig sein konnte. Er behielt sein grünes Käppchen auf, knüpfte wegen des Zugwindes auf der Treppe den grauen Oberrock fester, und erschien jetzt in der Thür des Comtoir-Zimmers in dem Augenblick, als eben der erste Buchhalter sich mit einem Fluche daraus hervorstürzte. Nun, nun, rief Herr Jonathan und trat freudig zur Seite, was giebts denn?

Herr Nehrmann, rief der Buchhalter kirschroth im Gesicht und die Fäuste gegen ein unge-

heures Büchervolut ballend, Herr Nehrmann — Herr Potter! —

Mehr konnte der junge Mann nicht hervorbringen. Er zeigte fortwährend auf den Ballen und rief zehnmal schnell hintereinander: „Herr Potter!“ Die übrigen Buchhalter und Gehülfen kamen an die Thüren und auf ihren Gesichtern zeigte sich Verwunderung, Staunen und Neugier. Einige, und zwar die jüngsten, gaben dem Bücherballen heimliche Fußtritte, zum ungeheuchelten Entzücken des kleinen Laufburschen, der auf eine an der Thür stehende Kiste gekrochen war, um seinerseits Beobachtungen anzustellen. Der Ueberbringer des Ballens hatte sich, als er den auflodernden Zorn des ersten Buchhalters bemerkte, eilig entfernt, ohne das bescheiden geforderte Trinkgeld abzuwarten.

Die angelangten Drucksachen hatten in ihrem Umschlage von grauer Sackleinewand, zugeknöpft mit einem in grober Hanfschnur ziemlich gut gelungenen Knoten, ein so unbeschreiblich harmloses Ansehen, als irgend nur ein Bücherballen haben kann, und man begriff in der That nicht, wie sie einen solchen Aufruhr im Comptoir hatten erregen können. Aber ein fürchterliches Wort hatte dies

zu Wege gebracht, das Wort „Rückwärts“ das auf die graue Leinewand mit drei Zoll großen Frakturbuchstaben aufgeschrieben stand: Bei Erblickung dieses Wortes verzog sich sogar die freundliche Miene des Herrn Jonathans und ging nach einem schnell vorübergehenden Ausdruck von Unwillen in ein halb mitleidiges, halb gutmüthiges Lächeln über, das sich in die Wellen des graulichen Backenbarts verlor, und mit dem der oberste Buchhalter keineswegs zufrieden war. Er hatte einen ganz andern Effekt erwartet von dem unvermutheten Zusammentreffen Herrn Jonathans und des Bücherballens. Er wartete noch einen Augenblick ruhig, und als nach Verlauf von einigen Sekunden Herr Jonathan nichts weiter sagte als: Schaffen Sie es bei Seite! wandte er auf der Thürschwelle plötzlich um, ging, gefolgt von sämmlichen Gehülfen, an sein Pult zurück, und man sah ihn das Haupt schütteln und die Achsel zucken, ein unfehlbares Zeichen für das versammelte Comptoir, daß der erste Buchhalter die Handlungsweise seines Prinzipals wieder einmal „nicht begriff.“

Mit dem Bücherballen und dem Worte „Rückwärts“ hatte es aber folgende Bewandtniß. Herr

Nehrmann gab seit vielen Jahren schon eine Zeitschrift heraus, die den Titel „Vorwärts!" führte, und die viel Glück und viele Abonnenten gehabt hatte. Herr Nehrmann hatte den Gedanken zu diesem vielberühmten Blatte in einer glücklichen Stunde selbst gehabt, es war zur Zeit der politischen Bewegung in Teutschland, und er fand Gelegenheit, mit diesem Titel eine ziemlich ähnliche Tendenz zu verbreiten. Viele junge Gelehrte fanden sich durch das Aushängeschild angezogen und versammelten sich unter demselben. Ideen und Meinungen hatten ein kühnes Gepräge, und die Regierungen, die noch nicht argwöhnisch waren, schenkten dem Journale eine ungewöhnliche Ermunterung. Später freilich änderte sich es. Der Unfug der Presse kam nun mehr ans Tageslicht und sehr viele Lizenzen wurden wieder zurückgenommen. Dessenungeachtet erhielt sich die Zeitschrift, denn die jährlich erscheinenden Programme verstanden es klug, das Motto vom politischen Felde auf das wissenschaftliche überzulenken, und Niemand konnte billigerweise etwas dagegen haben, daß die Menschheit vorwärts schritt in dem zweckmäßigeren Bau einer Kaffee-Maschine oder in der allgemein faß-

lichen Eintheilung eines Kalenders. Gegenüber aber dem Herrn Nehrmann wohnte ein Mann, der die Zeit richtiger aufgefaßt zu haben vermeinte, und für ihre wahren Tendenzen ein ungemein scharfes Auge hatte. Dieses war der Herr Potter. Er hatte aus dem Fenster des Erdgeschosses seines kleinen Stübchens schon lange den steigenden Reichthum des Hauses Nehrmann mit Neid betrachtet. Ein großer fetter Mann mit einer selbstgefälligen Miene, dünkte er sich ein großer und unfehlbarer Politiker zu sein. Das Glück, das Herr Jonathan mit seinen frühern Verlagsartikeln gemacht, schrieb er dem damaligen ungewissen Zeitgeschmack zu, der jetzige jedoch hatte offenbar eine bestimmtere Seele. Man wollte nicht mehr revolutionäre Romane, nicht mehr himmelstürmende Gedichte, nach Abhandlungen, die ihre Verfasser in einer interessanten Verstimmung nieder geschrieben hatten, man wollte Ruhe, und die, welche in diesem liebenswürdigen Zustand der Dinge etwas besitzen, wollten dieses Besitzthum genießen. Dem zufolge gab Herr Potter eine Zeitschrift heraus, die er „Rückwärts“ nannte. Ein glücklicher Gedanke, schon durch das Paradoxe, das in ihm

lag. Die Idee faßte. Dieselben Gelehrten, die wenige Jahre früher für die Zeitschrift „Vorwärts“ geschrieben hatten, nutzten ihre Federspitzen und ihre Gedanken jetzt für die Zeitschrift „Rückwärts“ ab; derselbe Zulauf, dieselben Abonnenten. Dem Adel und den Regierungen wurde in diesem ominösen „Rückwärts“ ganz besonders geschmeichelt, und Niemand begriff, wie man zwanzig Jahr früher nur auf das „Vorwärts“ hatte abonniren können. Selbst von den Kaffeemaschinen und verbesserten Kalendern wollte man nichts mehr hören. Es war nur zu gewiß, das Vorwärts ging rückwärts, während das Rückwärts vorwärts ging, und endlich waren die Abonnenten des Nehrmannschen Blattes auf ein solches Minimum reducirt, daß sie die Kosten lange nicht mehr deckten. Nur die Rücksicht, den Triumph des Gegners nicht offenkundig zu machen, hielt das sterbende Journal noch am Leben, aber es geschah durch bedeutende Geldopfer, und mit nicht geringem Verdruß. Zu dem letzten gehörten die boshaften kleinen Neckereien, die sich Herr Potter erlaubte und von denen der Bücherballen des heutigen Morgen einer der frappantesten Beweise war. Er enthielt nämlich die

rückgängigen Exemplare von der Nehrmanschen Zeitschrift, die Herr Potter sorgfältig gesammelt und in ein ungeheures Format gebracht und mit der Aufschrift „Rückwärts“ versehen hatte, ein zweideutiges Wort, das eben so boshaft auf das eigne Journal als auf das zurück Gehen der Nehrmannschen Blätter deutete.

Der erste Buchhalter, der selbst Artikel in die Zeitschrift lieferte, konnte sich mit dem Gleichmuth, den Herr Nehrmann zeigte, nicht zufrieden geben. Seine Miene war daher noch immer sehr aufgeregt, als er jetzt in das kleine Kabinet trat, um dem Prinzipal Bericht über die eingegangenen Briefe zu ertheilen.

„Setzen Sie sich,“ lieber Paulson, sagte Herr Nehrmann sehr freundlich „und vergessen Sie die Albernheit mit dem Ballen. Es ist mir diese Nacht, wo ich wieder wie gewöhnlich schlaflos lag, allerlei durch den Kopf gegangen, das, wenn wir es klug anfangen, auch unserm armen schwindsüchtigen Journal zu Nutze kommen kann.“

„Ich meine,“ rief Paulson, „wir dürfen es Potter durchaus nicht so hingehen lassen. Er wird immer dreister, immer unverschämter.“

Herr Rehrmann schüttelte den Kopf. „Wer's Glück hat, führt die Braut heim. Hab ich es doch mit dem alten „„Echo““ eben so gemacht, die mein Vorgänger herausgab, und die ich durch mein'„Vorwärts“ unbarmherzig todtschlug. Ideen, mein lieber Paulson, zeitgemäße Ideen, die sind der Lebensathem unsers Geschäfts. Ich muß gestehen, daß in dem Blatte meines Gegners Dinge stehen, die ich möchte selbst geschrieben haben.“

„In Potters Journal?“ — rief Paulson, und Mund und Augen blieben weit geöffnet stehen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben, und doch fürchtete er zu fragen, um nicht noch einmal eine so erniedrigende und beschimpfende Rede von den Lippen seines Prinzipals zu hören. Um die Aufmerksamkeit schnell auf einen andern Gegenstand zu lenken, wühlte er eilig unter den Papieren, er zog einen großen, schwarz gesiegelten Brief hervor, den er entfaltete und Herrn Rehrmann vorlegte.

„Von wem?“ fragte dieser.

„Von der Dichterin Miranda“, antwortete der erste Buchhalter trocken.

„Lesen sie.“ Herr Rehrmann hatte es in seiner Art, während ihm die Briefe vorgelesen wurden,

seine Bemerkungen ganz kurz dazwischen zu schieben. Es entstand dadurch ein komischer Dialog, manchesmal gingen auch die Bemerkungen wie ein fortwährender Commentar neben den Briefzeilen her, und widersprachen, erklärten oder bestätigten die Ansichten des Schreibens.

Frau Miranda ließ sich folgendermaaßen vernehmen:

„Da ich fühle, daß ich meine Mission jetzt vollbracht habe (Herr Nehrmann: da ich funfzig Bände Romane geschrieben habe) und da das Publikum mich zu ennuyiren anfängt, (weil es meine Romane nicht mehr kauft), so habe ich beschlossen mich von den Gefilden der ausübenden Poesie zurückzuziehen und wie Schillers Johanna den schönen Wiesen (die ich eröffnete) und den Heerden, die ich weidete (es waren Schaafe darunter, die verdammt wenig Wolle gaben), Lebewohl zu sagen. Deshalb das schwarze Siegel auf meinem Briefe. Miranda geht und nimmer kehrt sie wieder! (aber ihre Romane sind als Krebse wiedergekehrt!) Ich fühle es im Innersten meiner Seele, mein Loos ist Unsterblichkeit. Mit Psycheflügeln schwebe ich empor! (man muß sie festsetzen lassen, ist mir noch den dritten Theil

ihres Romans schuldig.) Sie, mein lieber Herr Nehrmann, Sie haben den Staub von meinen Flügeln geschüttelt, und ihn den Leuten verkauft (aber doch nicht in die Augen gestreut). Ich rechte nicht mit Ihnen, aber ein edler Mann sind Sie nicht; sonst bewohnte Miranda jetzt nicht ein Dachstübchen, Miranda säße nicht bei einer Schüssel Kartoffel, während Laisse und Phrynen Nektar und Ambrosia schlürfen (meinetwegen hätte sie eine Phryne sein können). Ich habe eine Gouvernantenstelle angenommen und erziehe Kinder (die armen Geschöpfe!). Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, da Sie mich so oft Ihre Sappho nannten? Sappho eine Kindermuhme! das klingt nicht weniger als poetisch; doch still, sag ich Ihnen; ich erziehe Seelen für die Unsterblichkeit. Wie nun, Bücher-Mann? Ich glaube daß ich noch funfzig Gulden von Ihnen zü bekommen habe. Ach wenn doch das einfältige Metall nicht wäre! Es küßt Sie zum Abschied Ihre Miranda" (Großen Dank! die wären wir glücklich los.)

Herr Paulson zog einen zweiten Brief hervor.

„Wieder ein schwarzes Siegel?" rief Nehrmann verwundert.

„Von der Wittwe des Professors Brühldorf," entgegnete der erste Buchhalter. „Sie wünscht ein nachgelassenes Manuscript ihres Mannes in unsern Verlag zu geben.

„Zugestanden," rief Nehrmann. „Brühldorf war ein Ehrenmann.

„Aber sie fordert ein großes Honorar," bemerkte Paulson. „Das letzte große Geschichtswerk ihres Mannes ist noch nicht bis auf die Hälfte vertrieben."

„Gleichviel," rief der Buchhändler; „und sollte ich dabei Schaden haben. Die Wittwe lebt in unverschuldeter Armuth. Ihr Mann, so wie er zur Zeit der Noth gehandelt hat, verdiente von den Ständen Medaillen und Pensionen, wenn diese Herren Gedächtniß hätten, und nicht beim ersten widrigen Winde auf die andere Seite schnappten. Gestehen Sie ihr das doppelte Honorar zu und sagen Sie ihr, es wäre der Ueberschuß vom Verkauf des Geschichtswerkes."

Paulson legte den Brief stillschweigend bei Seite, und öffnete ein neues Couvert. Es enthielt das Schreiben eines Mannes, der sich mit vertrauungsvoller Offenheit an Herrn Nehrmann wandte, indem er berichtete, daß er durch einen

unglücklichen Zufall zum Krüppel geworden, seinem früheren Amte nicht mehr vorstehen könne, und sich daher der Literatur gewidmet habe, aus keinem andern Grunde, als weil er sich nicht anders zu ernähren wisse. Diesem Briefe war ein dürftiges Manuscript von wenigen Bogen und mit einer unleserlichen Hand geschrieben, beigefügt.

„Weisen's zurück," rief Herr Nehrmann, „die Literatur ist kein Spital."

„Hier ein Brief von Herrn Brunhold," bemerkte Paulson. „Er bietet uns ein neues Werk an."

„Zugegriffen, zugegriffen!" rief Nehrmann. „Das ist die erste angenehme Nachricht, die ich heute höre."

„Von dem geographischen Handbuche," fuhr Paulson fort, „wird eine fünfte Auflage nöthig."

„O gut, recht gut, lieber Paulson, sollen's haben. Nur weiter in diesem vorzüglichen Texte."

Der erste Buchhalter bemühte sich, was noch von guten Nachrichten vorhanden war, recht schnell an den Mann zu bringen. Als alle Briefe durchlesen waren, setzte sich Herr Nehrmann in seinem gepolsterten Drehstuhle zurecht,

warf einen flüchtigen Blick durch die Glasthüre, ob Niemand im Laden ihn störe, nahm dann eine Priese und sagte: „Jetzt zu meinem Plane.“

Paulson zürnte auf die Fliege, die am Fenster summte, in so gespannter Aufmerksamkeit horchte er auf das hin, was nun kommen sollte.

„Sie kennen den Schriftsteller Düborn?“ fragte der Prinzipal, indem er in einem Buche blätterte.

„Alfred Düborn,“ entgegnete Paulson, „o freilich kenne ich ihn. Es ist unser deutscher Bulwer.“

„O nicht doch,“ entgegnete Nehrmann, „Sie verkennen den Mann. Deutschland ist nicht England, und überhaupt, was meinen Sie dazu, wenn ich diesen Alfred Düborn für unsere Zeitschrift gewinne?“

„Wenn er sich nur gewinnen läßt,“ bemerkte der Buchhalter mit klugem Lächeln.

„Warum nicht, ich habe ganz andere Leute sich dem Gelde beugen sehen,“ entgegnete Nehrmann, indem er sich in seinen Stuhl zurückwarf. „Wir müssen natürlich zahlen, Paulson, zahlen müssen wir.“

„Aber auch einnehmen, verehrter Herr Prinzipal.“

„Versteht sich,“ entgegnete der Buchhändler. „Zufällig erfuhr ich, daß dieser Herr Alfred Düborn sich in unserer Stadt aufhält, und zwar seit kurzer Zeit erst. Ich will zu ihm gehen.“

„Er gehört zu der aristokratischen Richtung der schöngeistigen Literatur,“ bemerkte Paulson.

„Gleichviel, er kann uns von Nutzen sein. Man muß ihn für unser Blatt gewinnen. Vielleicht übernimmt er sogar die Redaction, denn, mit dem Doctor Aermlich geht es wirklich immer ärmlicher. Was meinen Sie zu dem allen, mein Lieber?“

Der erste Buchhalter, der die Redaction des heruntergekommenen Blattes seit einiger Zeit selbst führte, ohne sich zu nennen, fand sich sehr beleidigt, als so offenkundig das Blatt in andere Hände übergehen sollte. „Ich weiß doch nicht ob das rathsam wäre,“ bemerkte er empfindlich. „Wir lassen uns da in Tendenzen und Verbindungen ein, die nimmermehr weder der Literatur noch unserer Kasse förderlich sein können.“

„Meinen Sie?“ erwiederte Nehrmann, indem er lächelnd seine Dose in den Händen drehte

„Sie sprachen das „„unsere Kasse““ mit so besonderer Betonung aus. Fürchten Sie etwa für Ihr Capital, das in der Handlung steht? Kommen Ihnen meine Entwürfe zu abentheuerlich vor?“

„Mein hochverehrter Herr Prinzipal und geschätzter Freund,“ rief Paulson, „wie können Sie doch nur mir einen solchen Vorwurf machen? Hab ich es irgendwo an dem schuldigen Vertrauen fehlen lassen?“

„Sie erscheinen mir seit einiger Zeit wirklich ängstlich,“ sagte Nehrmann, den Blick auf den jungen Mann richtend, der in sichtbare Verlegenheit gerieth, „haben Sie Pläne? Wollen Sie Sich selbstständig niederlassen? Gedenken Sie zu heirathen?“

Das letzte Wort brachte bei Herrn Paulson einen solchen Effect hervor, als hätte man eine Pistole dicht vor seinem Ohr abgeschossen. Er hüpfte auf seinem Sessel ein wenig in die Höh, zwang sich dann aber gleich wieder zu einer sehr ruhigen Haltung. Herr Nehrmann, dem nichts entgangen war, glaubte in der Seele seines ersten Buchhalters gelesen zu haben, und brach das Gespräch kurz ab. „Wenn ich mich geirrt habe

„Aber auch einnehmen, verehrter Herr Prinzipal.“

„Versteht sich,“ entgegnete der Buchhändler. „Zufällig erfuhr ich, daß dieser Herr Alfred Dürborn sich in unserer Stadt aufhält, und zwar seit kurzer Zeit erst. Ich will zu ihm gehen.“

„Er gehört zu der aristokratischen Richtung der schöngeistigen Literatur,“ bemerkte Paulson.

„Gleichviel, er kann uns von Nutzen sein. Man muß ihn für unser Blatt gewinnen. Vielleicht übernimmt er sogar die Redaction, denn, mit dem Doctor Aermlich geht es wirklich immer ärmlicher. Was meinen Sie zu dem allen, mein Lieber?“

Der erste Buchhalter, der die Redaction des heruntergekommenen Blattes seit einiger Zeit selbst führte, ohne sich zu nennen, fand sich sehr beleidigt, als so offenkundig das Blatt in andere Hände übergehen sollte. „Ich weiß doch nicht ob das rathsam wäre,“ bemerkte er empfindlich. „Wir lassen uns da in Tendenzen und Verbindungen ein, die nimmermehr weder der Literatur noch unserer Kasse förderlich sein können.“

„Meinen Sie?“ erwiederte Nehrmann, indem er lächelnd seine Dose in den Händen drehte

„Sie sprachen das „„unsere Kasse““ mit so besonderer Betonung aus. Fürchten Sie etwa für Ihr Capital, das in der Handlung steht? Kommen Ihnen meine Entwürfe zu abentheuerlich vor?“

„Mein hochverehrter Herr Prinzipal und geschätzter Freund,“ rief Paulson, „wie können Sie doch nur mir einen solchen Vorwurf machen? Hab ich es irgendwo an dem schuldigen Vertrauen fehlen lassen?“

„Sie erscheinen mir seit einiger Zeit wirklich ängstlich,“ sagte Nehrmann, den Blick auf den jungen Mann richtend, der in sichtbare Verlegenheit gerieth, „haben Sie Pläne? Wollen Sie Sich selbstständig niederlassen? Gedenken Sie zu heirathen?“

Das letzte Wort brachte bei Herrn Paulson einen solchen Effect hervor, als hätte man eine Pistole dicht vor seinem Ohr abgeschossen. Er hüpfte auf seinem Sessel ein wenig in die Höh, zwang sich dann aber gleich wieder zu einer sehr ruhigen Haltung. Herr Nehrmann, dem nichts entgangen war, glaubte in der Seele seines ersten Buchhalters gelesen zu haben, und brach das Gespräch kurz ab. „Wenn ich mich geirrt habe

soll es mir lieb sein," sagte er; „Sie Sind wahrlich noch zu jung zum Heirathen. Uebrigens wissen Sie, daß ich bereit bin, mich mit Ihnen auseinander zu setzen, wann Sie wollen."

Mit der allzu großen Jugend des Herrn Paulson war es nicht so buchstäblich zu nehmen. Er war ein wohlgezogener Knabe von acht und dreißig Jahren, und in diesem Alter kann man es dem Herrn Paulson nicht gerade verdenken, daß er an eigenes Etablissement dachte. Zudem hatte er, als er die letzte Messe-Reise nach Leipzig machte, ein Mädchen gesehen, dessen Namen er nicht erfuhr, das von einem Orte war, deß Namen er nicht kannte, das Aeltern hatte, von denen Niemand ihm etwas sagen konnte, das in Leipzig sich aufhielt, man wußte nicht warum, und das endlich wieder abreiste, man wußte nicht wohin. Solche Bekanntschaften sind recht gemacht, einem den Verstand zu verrücken, und der erste Buchhalter spürte etwas von dieser betrübenden Wirkung, wenn er an seine Schöne dachte, von der er nur wußte, daß er nichts von ihr wissen könne. Das Wort Heirathen brachte ihm also die ganze Reihefolge der unglücklichen Grübeleien wieder vor die Seele, denen er sich

seit einigen Monaten hingegeben hatte, und es kam ihm der überraschende Gedanke, daß Herr Nehrmann vielleicht von der Unbekannten etwas wisse, aber ein Blick auf des Prinzipals gleichgültige Mienen überzeugten ihn vom Gegentheil. Es war das Aufblitzen eines Hoffnungsstrahls, der gleich wieder erlosch.

2.

Eine Stunde später befand sich der reiche Buchhändler auf dem Wege zu der Wohnung des genannten Schriftstellers. Er hatte nach einem Herrn Alfred Düborn gefragt, und die Antwort erhalten, es gebe nur in dem Hause einen jungen Grafen Düborn. Herr Nehrmann ließ sich nicht gern überraschen. Er war zu alt dazu. Vor keinem Dinge sich zu verwundern, war sein Wahlspruch. Hier war er in dem Fall, diesen geltend zu machen. Er war der festen Ueberzeugung gewesen, Herr Alfred Düborn wohne, wie es einem deutschen Schriftsteller eigentlich gezieme, in dem Dachstübchen eines baufälligen Vorstadthauses, und nun stand er vor einem prächtigen Gebäude, in einer der ersten Straßen

der Stadt, und man sagte ihm, in den mittlern Stock wohne der Mann, den er suche. Dies war Herrn Nehrmann neu. Die alte Literatur hatte keine Teppiche, keine Treppen mit Messingornamenten; man ging zu ihr hinauf auf baufälligen Stiegen, und man traf sie an einem Tische sitzend von Eichenholz, bei einem Stümpfchen Licht. Welch ein Geschrei erregte nicht Klopstock's Schlafrock von rothseidenem Stoffe! Es war der erste seidene Schlafrock in der deutschen Literatur. Man verzieh diesen Luxus dem Dichter des Messias, allein man billigte ihn nicht. Es gehörte ein unbeschreiblicher Uebermuth dazu, immerdar auf Polstern sitzen zu wollen, und nur Götter und Fürsten erlaubten sich diesen Kitzel. Goethe behauptete, daß der Anblick auf rothe Vorhänge seine Phantasie verweichliche. Er saß auf einen hart gepolsterten Stuhl ohne Stahlfedern und sah auf einen Krautgarten herab. Alles dieses beweist aber nichts, höchstens den Umstand, daß die rothen Vorhänge damals nicht so leicht zu haben und die Stahlfedern noch nicht erfunden waren. Warum, wenn man es haben kann, soll man nicht orientalische Diwan's auf orientalischen Diwan's dichten? Ich dächte das

Eine harmonire ganz gut mit dem Andern. Oder schafft die Phantasie wirklich nach gewissen Gesetzen des Contrastes der Wirklichkeit mit d en Schalen? Beschreibt man nur in Gefängnißmauern die Freiheit, nur auf einer Bretterbank die Orgien des Serails; und muß man nothwendig auf einen Krautgarten hinabblicken, um einen üppigen Roman wie die Wahlverwandtschaften zu schreiben? Das sind alles Fragen, die mit der Literatur aufs engste zusammenhängen; Herr Nehrmann hatte eine konfuse Vorstellung von ihrer Wichtigkeit, als er durch ein Nebenzimmer ging, wo er einen Diener in reicher Livreé fand, der sich anheischig machte ihn anzumelden. Nach wenig Augenblicken erschien der Jocrisse wieder und die Thür öffnete sich zu einem Kabinet, in dem sich fürs Erste noch Niemand befand. Herr Nehrmann hatte Zeit, einige vortreffliche Gemälde und sehr charakteristische Büsten zu betrachten, die an den Wänden vertheilt waren, und zu denen man gelangte, wenn man einen großen runden Tisch in der Mitte der Stube umging, der angefüllt lag mit Büchern fast aller Literaturen, vielleicht der deutschen allein ausgenommen. Ein breiter Polstersitz war davor-

geschoben, und eine Masse von Kissen von allen Formen zeigte, welche Proteusartige Stellung man auf diesem halb asiatischen halb europäischen Meubel annehmen konnte. In einer Ecke des Gemachs erhob sich hinter dem gelben Lichte der seidnen Vorhänge die medicäische Venus, aus einem Gebüsch von Cypressen und Mirthen. Eine ungeheure Kalla legte ihren aufgerollten Kelch dicht an den weißen Schenkel der Göttin. Herr Nehrmanns Blick haftete noch an diesem letzten Gegenstand, als die Thür sich öffnete und der Graf Düborn eintrat. Es war ein noch junger Mann, weder sehr ansehnlich von Wuchs noch schön vom Gesichte, allein seine Züge hatten den Charakter von Treuherzigkeit und Ernst, eine Mischung, die desto wohlthätiger wirkt, weil sie nie erkünstelt wird. Niemand giebt sich die Mühe, so ungeordnete Eigenschaften sich anzulügen, und gerade sind es diese kleinen Lichter, die den wohlthätigsten Effect auf den Beschauer des Gemäldes der menschlichen Züge machen. Der Umgang mit der Welt lehrt eine gewisse allgemeine Güte annehmen, aber gerade diese stereotype Miene ist dem schärfern Beobachter die gehässigste Larve der socialen Falschheit. Wir können nicht ent-

zückt sein über jedes neue Gesicht, wir können nicht Güte empfinden über eine Figur, die zum erstenmal ihre Unbedeutenheit in unserm Wandspiegel ermißt, wir entwürdigen jene feinen Züge innigen Wohlwollens, indem wir auf unser Antlitz hinaufbeschwören in dem Augenblicke, wo wir der ausgelassensten Dummheit gegenüber sitzen.

Graf Düborn war sehr ernst, denn er wußte nicht, was Herr Nehrmann von ihm wollte; er schien es auch dann noch nicht zu errathen, als der Buchhändler ihm seinen Namen und Stand mitgetheilt hatte.

„Ich glaube, Sie werden von mir gehört haben?“ sagte Herr Nehrmann mit einem gutmüthigen Stolze.

Graf Düborn bejahte dieses, und das Gespräch stockte wieder. Mein Himmel, dachte Herr Nehrmann, ich hätte mir nimmermehr einbilden können, daß ein Schriftsteller, dem ich einen Besuch mache, nicht bis an die Decke vor Freude und geschmeicheltem Stolze springt. Aber dieser springt nicht. Herr Nehrmann blickte, nachdem er diese Betrachtungen angestellt, wieder auf das Bein der Venus, als wollte er nur diesen Gegenstand zum Gespräch bringen.

„Welch ein Umstand verschafft mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft?“ hub der Graf mit einem kleinen trockenen Husten an.

„Mein Gott, Ihr Ruf, Herr Graf,“ sagte der Buchhändler.

„Sehr gütig,“ erwiederte Düborn lächelnd, „ich hätte nicht geglaubt, daß ein deutscher Schriftsteller auch einen Ruf haben könne.“

„Wie soll ich das verstehen?“ rief Herr Nehrmann pikirt. „Die deutsche Literatur ist die erste und vorzüglichste. Alle andern Nationen haben von uns geborgt.“

„Haben sie das?“

„Ja, und überdies aus dem Munde eines deutschen Dichters, eines Schriftstellers der ein namhaftes Publicum — klingt die Bemerkung hart, um nicht ein anderes Wort zu sagen.“

„Wir ereifern uns um des Küsters Nachtmütze,“ sagte der Graf.

„Um des Küsters Nacht —?“ Herr Nehrmann konnte vor Verwunderung die Methaphe nicht endigen. Er stand auf und trocknete sich die Stirn mit einem Waterloo-Schnupftuche, ein theures Denkmal seiner glücklichsten Erinnerungen, und sagte darauf: „Herr Graf, wir ver-

stehen uns nicht. Sie sehen in mir einen Mann, der im Dienste der deutschen Lettern alt geworden ist. Ich habe diese lieben gothischen Buchstaben zu den herrlichsten Werken, die je der menschliche Geist erfand, zusammengefügt Ja, ich bin selbst Drucker gewesen, ich schäme mich nicht, von der Pike auf gedient zu haben; nein, ich schäme mich nicht. Mit Gleim's Kriegsliedern bin ich als ein barfüßiger Bursche durch die Winkelgassen einer Winkelstadt Deutschlands gerannt, und mein Herz schlug höher, wenn ich eines meiner schmutzigen Blätter einem alten Krieger von Kollin gratis hinwerfen konnte. Gratis, mein Herr, ja gratis! Ein Bursche, dem die Hosen zerrissen niederhingen, verschenkt gratis Gleim's Kriegslieder! Hernach, als man meine Mutter zu Grabe trug, setzte ich mit zitternden Händen das Lied auf einen Dorfkirchhof von Hölty zusammen, und meine Thränen vermischten sich mit der Druckerschwärze. Später nahm mich die alte Garde der Literatur in ihren Nachtrab auf; man lud in mein Ränzel die erste Ausgabe des Werther, und ich zog damit in die Welt. Ich lernte Deutschland kennen. Ich verkaufte Sophien's Reisen und reiste selbst wie Sophie in einer

Postkutsche. Man schenkte mir Vertrauen. Es kam die Zeit deutscher Knechtschaft; ich reiste immer noch herum, und verkaufte heimlich köstliche Broschüren gegen den Tyrannen. Meine kleine Postkutsche flog wie ein Pfeil über verbotene Straßen, und rumpelte durch bewachte Hohlwege. Immer im Dienste der deutschen Lettern. Man schoß einen Buchhändler nieder, mit dem ich eng verbündet war, er verrieth mich nicht; es hielt zusammen, was zur stillen Gemeinde der rechtlichen Männer gehörte. In Eile und Verborgenheit ging Alles. Gedanken, die auf dem Schafft einer Kanone geschrieben waren, wurden in verriegelten Kellern, in den Dachkammern gedruckt; man warf die fertigen Bücher Abends im Zwielicht den Leuten in die Fenster. Vermummte Gespenster gingen auf den Markt Man kaufte Pfeffer ein, in patriotische Lieder gewickelt, und selbst in die Rockschöße der Polizei versteckten sich die Liebesbriefchen der Freiheit. O, das war eine Zeit! Dann Sieg und Ruhm! Freudenthränen an allen Straßenecken. Von dem, was nachfolgt, nichts weiter. Genug, die deutschen Lettern haben mich reich gemacht. Ich habe keine Frau, kein Kind; die deutschen Lettern sind meine Frau, die deut-

schen Lettern sind mein Kind; deshalb mag ich sie nicht schmähen hören. Ich empfehle mich, Herr Graf."

„Bleiben Sie," rief Düborn, „bleiben Sie."

Herr Nehrmann steckte sein Tuch unwillig in die Tasche und sah mit einem höchst aufgeregten Blick die Eruption des Vesuv's an, die ihm zunächst an der Wand hing.

„Setzen Sie sich," wiederholte der Graf, „Sie haben mir durch die leicht hingeworfene Skizze ein lebhaftes Interesse eingeflößt."

„Hab' ich das?" fragte Herr Nehrmann, indem er sich wieder auf seinen Sitz zurückziehen ließ.

„Ich weiß, daß Ihre Bestrebungen immerdar sehr ehrenwerth gewesen," hub Düborn an.

„Und doch schienen Sie anfangs von der Firma: Jonathan Nehrmann nicht viel zu wissen?" rief der Buchhändler. „Aber lassen Sie uns gleich zum eigentlichen Zweck meines Besuches kommen. Nächst der Ehre Ihrer Bekanntschaft, Herr Graf, bin ich zu sehr Kaufmann, um nicht auch meinem Geschäftsvortheil nachzugehen. Wie wär's, wenn wir zu einander in Verbindung träten?"

„Ich bedaure aufrichtig, ich habe schon meinen Verleger.“

„Es handelt sich,“ bemerkte Nehrmann, „nicht so eigentlich um ein Buch, sondern — ich habe da eine Zeitschrift. Zu ihrer Zeit ging sie ihren frischen Gang fort, seit einigen Jahren aber hinkt sie.“

„Das thut mir aufrichtig leid,“ bemerkte Düborn mit einem leichten Achselzucken.

„Sie errathen nun schon, daß ich Sie bitten werde, mir zu meinem Blatte beizusteuern,“ rief der alte Mann mit einem freundlichen lauernden Blicke.

„Ich arbeite an keinem Journal, Herr Nehrmann.“

„Vielleicht weil Sie sich nicht unter eine bestimmte Fahne stellen wollen?“

„Sie haben es errathen.“

„Aber dem läßt sich abhelfen, Herr Düborn, oder Herr Graf, wollte ich vielmehr sagen. Sie ergreifen selbst die Fahne; Sie werden der Redacteur meines Blattes.“

„Ihre Zeitschrift ist einer Censur unterworfen?“

„Ja, allein einer so liberalen, wie sie die Verhältnisse unserer Stadt nur immer erlauben. Ich selbst verspreche Ihnen, mir keinerlei Einfluß zu gestatten. Sie sollen dieses Organ ganz unbeschränkt in Ihre Gewalt bekommen."

„Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen," rief Düborn. „Es überrascht mich in der That; ich weiß aber nicht, wie ich irgend es werde rechtfertigen können. Meine literarische Wirksamkeit ist höchst unbedeutend; ich schlage sie nicht höher an, als man einen anständigen Zeitvertreib bewerthet. Ich arbeite, wie mich gerade die Laune treibt; eine Thätigkeit jedoch, wie Sie sie mir auflegen wollen, würde mich zu bestimmten Stunden an den Schreibtisch fesseln, und ich habe bis jetzt keinen Zwang, keinerlei Art kennen gelernt. Auf der andern Seite gestehe ich, daß ich über die moderne Richtung unserer Literatur nachgedacht, und daß es einen großen Reiz für mich haben würde, die Resultate hierüber selbstständig und auf meine Weise kund zu thun."

„Nun denn?" rief Nehrmann, und rückte dem Sprechenden näher.

„Und welche wären die finanziellen Bedingungen?" fragte Düborn.

Herr Nehrmann war auf diese Frage gefaßt. Er hatte die bescheidene Summe von dreihundert Thalern jährlich dem neuen Redacteur bestimmt, und glaubte damit ein sehr splendides Zugeständniß zu thun. Beim Hinaufsteigen der kostbaren Treppe waren die dreihundert Thaler unmerklich zu fünfhundert gestiegen. Fünfhundert Thaler wären für den Bewohner eines Mansardenstübchens ein unermeßlicher Schatz gewesen, wenn man noch die Ehre der Redaction eines so berühmten Blattes hinzurechnete, aber die seidenen Ueberzüge, auf die Herr Nehrmann jetzt saß und die Teppiche, die sein Fuß betrat, übten einen so magischen Einfluß auf seine Phantasie aus, daß er jetzt, da die wichtige Frage an ihn gestellt wurde, unwillkührlich achthundert Thaler über seine Lippen gleiten ließ.

„Acht hundert Thaler?" rief Düborn achselzuckend.

„So lassen Sie es tausend sein," bemerkte Nehrmann schnell.

„Wir wollen darüber nachdenken, besuchen Sie mich in drei Wochen wieder."

„Warum nicht gar. Ich bin eigensinnig, Herr Graf; ich will dieses Haus nun einmal nicht

verlassen, ohne mit ihnen ein Geschäft abgeschlossen zu haben. Was sagen Sie zu funfzehnhundert Thalern?"

„Ich kann durchaus nicht entscheiden," sagte Dübors sehr ernst. „Ich werde mich erst mit den Anforderungen und dem Gange des Unternehmens bekannt machen müssen."

„Achtzehnhundert Thaler, Herr Graf!" rief Nehrmann. „Ich sage achtzehnhundert Thaler. Beim Himmel, für einen deutschen Buchhändler keine Kleinigkeit."

„Ich glaub's" erwiederte Düborn und ergriff die Klingel. Der Jokei trat ein, und meldete daß das Reitpferd gesattelt stände. Die Unterhandlungen wurden durch diesen Umstand kurz abgebrochen. In einigen Tagen sollte die Entscheidung erfolgen. Herr Nehrmann entfernte sich kopfschüttelnd. Zu Hause angelangt, wagte er nicht dem ersten Buchhalter die Summe zu nennen, die er dem künftigen Redacteur angetragen; er begnügte sich in sehr dunklen Andeutungen über gewisse ganz neue Erscheinungen im Gebiete des literarischen Marktes zu sprechen. Herr Paulsen achtete darauf nicht sonderlich,

denn er dachte bereits wieder an seine unbekannte und unergründliche Schöne.

Mitlerweile vollbrachte der Graf Düborn auf einem kostbaren Reitpferde seinen gewohnten Morgenritt. Er machte die Fensterparade vor einem Hause, in dem eine junge Dame wohnte, der er schon seit sechs Wochen den Hof machte, dann stieß er vor dem Thor auf einige Gefährten, und es wurde ein Landhaus in der Nähe besucht, wo man ein Frühstück einnahm. Alles das geschah mit der kecken Ungebundenheit und den Manieren eines jungen Stutzers von der bessern Sorte. Der Mittag verging bei einem kleinen ausgesuchten Diner, den Abend nahm ein eleganter Spielklubb in Anspruch, oder ein Ball, wo die Sinne durch Lampenglanz, Hitze und Tanz erschlafft wurden, so daß sie durch eine kräftige Jagd auf mehrere Tage in den benachbarten Forsten wieder erfrischt werden mußten. Dieses war das Leben, dem der junge Graf Düborn sich hingab. Ohne Wüstling zu sein, hatte er alle Gewohnheiten desselben; ohne an Orgien Vergnügen zu finden, versäumte er doch keine. Er war nicht im Stande, sich einen Genuß zu versagen, mochte dessen Erreichung auch

mit noch so großem Geldopfer verknüpft sein. Da er ein unabhängiges und ziemlich bedeutendes Vermögen hatte, so konnte er so ziemlich frei walten. Dem Bücherschreiben hatte er gefröhnt, wie er jedem andern Luxus huldigte. Nie war ihm in den Sinn gekommen, irgendwie damit in die Schranken zu treten, oder auch nur oberflächlich nach einen gewissen Ruf zu ringen. Das erste Buch schrieb er, um eine Frau zu ärgern, die ihn durch Kokketterie gefesselt hatte, und deren Schliche er aufdeckte. Das Bild hatte eine große Wahrheit, es gab die Fallthüren und verborgenen Gänge an, durch die die vornehmen Laster schleichen und verschwinden, es zeigte an der Sonne der Schönheit gewisse Flecke, die einen sehr üblen Eindruck machten, wenn man das Teleskop des Beobachters darauf richtete. Gewisse Milchstraßen erschienen als Giftstraßen, gewisse Doppelsterne als Doppelflecke, und manches Sternbild löste sich ganz in Nebel auf. Das sind betrübende Erscheinungen, aber wenn man sie mit Munterkeit erzählt, so verfehlen sie nie, eine große Wirkung hervorzubringen. Düborn, da er seine Krankheit überwunden hatte, gefiel sich darin, ihre Symptome unter einen humoristi-

schen Gesichtspunkt zu bringen, und der Roman gefiel außerordentlich. Ein zweiter folgte und hatte noch mehr Succeß. Außer dem Ruf, den ihn diese Bücher unerwartet brachten, legten sie ihm auch eine baare Summe in die Hand, und der junge Schriftsteller war zu sehr Lebemann, als daß er nicht gerne seine Einkünfte um fast das Doppelte hätte bereichert sehen mögen.

Bis hieher war alles Laune. Herr Nehrmanns Vorschlag brachte zuerst ein ernstes Nachdenken bei unserm Helden hervor, und die seit einiger Zeit ihm immer wieder aufstoßenden Ideen über Literatur und ihre Richtung gewannen plötzlich einen Zentralpunkt. Es liegt eine unbeschreiblich verführerische Gewalt in der Ueberzeugung mit selbstständigen Einfluß wirken zu können, und hiezu zeigte sich jetzt der Weg.

Alfred Düborn kehrte heute zum erstenmale in sehr nachdenklicher Stimmung von seinem Ritte heim. Er schritt eilig durch sein Zimmer und blieb endlich vor dem Schreibtische stehen. Lächelnd besah er die Feder, schob ein Heft zurück, das seit Wochen auf dem Pulte lag, noch unbeschrieben da lag. Kann es mir denn so schwer werden?" rief er bei sich selbst, drei Stunden

täglich von meinem Vagabunden-Leben abzumüßigen, um sie einer edlen Thätigkeit zu weihen? Eine edle Thätigkeit, ein Tagblatt zu redigiren? — Ja, aber ich kann durch dasselbe wirken. Fort ihr düstern und neckenden Phantasien, die ich in später Nachtstunde niederschrieb, wenn ich von einer wilden Gesellschaft heim kehrte! die stillen, klaren Ideen, die Ideen, die da dauernd nutzen, die in die Ferne wirken, die nicht blenden, nicht verführen, nicht das Blut in Wallung bringen, und nicht selten thöricht Thorheiten heilen wollen, nein die gesunden Früchte gesunden Nachdenkens, will ich in stillen Morgenstunden sammeln und sie für mein und anderer Heil aufspeichern. Ich werde nützlich sein können, da ich bis jetzt nur amüsirte.

Aber soll ich meine Jugend an die Arbeit eines Galeerensklaven wegwerfen? Pah! um diese Jugend ist es ohnedies schon geschehen; die Orgien, die Nachtwachen, die Neckereien der Weiber haben ihr einen empfindlichern Stoß beigebracht, als es die Seiten eines Journals jemals vermögen.

Und dann, ist es nicht immer noch Zeit, die Feder niederzulegen, wenn ihre Führung mir Ekel

verursacht? Wenn dieser Schreibtisch, der früher meine Wonne war, mir nur die Stätte der Zwangarbeit bietet, kann ich ihn nicht verlassen? Es kommt alles auf die Art der Verbindlichkeiten an, die ich eingehe, und ich will sie mir so gefügig stellen als möglich.

Mit diesen Meditationen klingelte Düborn seinem Kammerdiener, um sich zu einem Diner ankleiden zu lassen. Zum erstenmale hielt er pünktlich die Stunde. Ich muß mich an einen regelmäßigen Geschäftsgang gewöhnen, bemerkte er bei sich selbst.

3.

In einem sehr guten Theile der Stadt, in einer Straße, wo die reichen Banquiers sich angesiedelt hatten, und wo man demzufolge zu den Mittagstunden ein fortwährendes Gerassel der Wagen hörte, die die Besitzer vornehmer Namen zu den Besitzern der Geldsäcke führten, sah man um die achte Abendstunde die sechs Fenster mit den rothen Vorhängen erleuchtet, die dem Gesellschaftslocal oder dem sogenannten Salon des Herrn Tipp, Edlen von Tippenheim, angehörte.

Dieser sehr achtungswerthe Herr gab nemlich heute seinen „Abend.“

Die kleine silberne Schnörkel-Pendüle mit einer Gruppe von einer in Rosenroth gekleideten Schäferin, um die sich in einer fürchterlichen Verrenkung ein hellblauer Schäfer zärtlich bemühte, hatte schon mit hektischer Stimme ihre acht leisen Schläge gesummt, die Wachskerzen waren angezündet und gehörig vertheilt, und die kleine Familie saß in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in einer Ecke des Kamins versammelt. Herr Tipp, in einen schwarzen Anzug und eine sehr hohe Halsbinde eingeschnürt, saß in einem Armstuhl, ohne zu wagen, sich an dessen Rückenpolster anzulehnen, weil für den heutigen Abend der Ueberzug abgenommen war. Frau Tipp, in einem bauschigten weißen Mousselinkleide hielt ihre Blicke mit der Aufmerksamkeit, mit der man die Bewegungen eines Telegraphen beobachtet, auf ihre Tochter geheftet, die vor ihr stand, weil ihr verboten war, sich zu setzen, um die Falten ihres Kleides nicht aus der gehörigen Lage zu bringen. Der junge Herr von Tipp saß am Fenster und gähnte.

Herr Tipp fand es für nöthig das Stillschweigen zu unterbrechen, und er that es mit der Bemerkung, daß es schon acht Uhr geschlagen habe. Um dieser Thatsache mehr Gewicht zu geben, streckte er sich wie im Unmuth aus, und nahm die Miene eines Mannes an, der sich langweilte.

„Nimm Deine Füße von der Camineinfassung weg," sagte Madame Tipp.

„Ich weiß nicht, wie Du mir heute vorkommst Amenaide?" rief Herr Tipp verwundert.

Diese Bemerkung war jedoch nur eine Redensart. Madame Tipp erschien Herrn Tipp heute nicht um ein Haar anders, als sie ihm seit den dreißig Jahren, die er mit ihr verheirathet, immer erschienen war. Es konnte auch in dieser Hinsicht durchaus keine Ueberraschung statt finden.

„Sieh mich an," rief Frau von Tipp nach einer Pause.

Herr von Tipp machte sofort Anstalten, die eingeschnürten Halsmuskeln in Bewegung zu bringen, die zur Folge hatte, daß nach und nach sein breites Gesicht dem erhitzten Antlitz seiner Gemahlin gerade gegenüber stand. Sie zupfte

ihm den Halskragen zurecht, und brachte die gestickte Weste zum Vorschein, die unter dem Frack sich versteckt hatte.

„Ich glaube, mein Schatz," bemerkte Herr von Tipp, „daß der Graf keine sonderliche Aufmerksamkeit meinem Putze schenken wird."

„Das glaube ich selbst," entgegnete Frau von Tipp, „er wird seine ganze Aufmerksamkeit auf unsere Caroline wenden. Sieh einmal, wie das Mädchen sich heute Abend wieder einmal macht."

Herr von Tipp betrachtete den Sprößling seiner keuschen Ehe und ließ dann die Aeußerung entschlüpfen, daß die Rose vom Kopf heruntergefallen sei, weil sie am Ohr hinge. Diese Bemerkung machte, daß Frau von Tipp über Herrn von Tipp's Unkenntniß der modernen Toilette in ein so convulsivisches Lachen verfiel, daß der Bediente, der den Auftrag hatte, den Thee hereinzubringen, den Kopf zwischen die Thür steckte, in der Meinung, es seien schon Gäste angekommen.

„Wenn Du doch nicht urtheilen wolltest über Dinge, die Du gar nicht verstehst," rief Frau von

Tipp, indem sie sich mit einem gestickten Taschentuche die Thränen von den Wangen trocknete.

Mitlerweile hatte Fräulein Caroline ein Papier aus dem Arbeitsbeutel gezogen und vertiefte sich in die Lectüre desselben.

„Kannst Du's noch nicht, Linchen?" fragte Frau von Tipp besorgt.

„Ich kann's schon, Mama," entgegnete die Dame, „aber ich bleib dabei, es ist Unsinn."

„Was ist Unsinn?" fragte Herr von Tipp.

„Hier diese Stelle," rief Caroline, indem sie das Blatt ihrem Vater hinreichte. „Die Mama hat mir's gegeben, damit ich's auswendig lernen soll; es ist aus dem neuesten Roman des Herrn Düborn."

„Des Grafen Düborn," verbesserte Frau von Tipp. „Wenn es ein gewöhnlicher Herr Düborn wäre, hätten wir uns gewiß nie um ihn bekümmert. Bedenke, daß er zehn tausend Thaler jährlich hat, und daß er einmal bemerkt haben soll, daß Du sehr schöne Augen hast."

„Die hast Du von mir," rief Herr von Tipp.

„Von Dir?" sagte Frau von Tipp, indem sie ihren Mann mit einem Blicke unbeschreiblicher

Geringschätzung ansah. „Nimm Deinen Kopf von der Lehne weg.“

Herr von Tipp fuhr eiligst mit dem Kopfe weg, den er im gerechten Stolze auf seine einstige Schönheit der verbotenen Lehne nahe gebracht hatte. Er vertiefte sich in dem Papierschnitzel und brachte höchst verworrene Betrachtungen über die Liebe zu Tage. „Ich werde daraus nicht klug,“ sagte er endlich, und gab das Blatt seiner Tochter zurück.

„Das sag ich auch,“ rief Caroline und zerknüllte mit eigensinnigem Weinen das Papier, zur größten Ergötzung des jungen Herrn von Tipp, der jetzt vom Fenster wegtrat, und sich hinter den Stuhl des Vaters stellte.

„Weine nicht,“ rief Frau von Tipp ihrer Tochter zu. „Hast Du die Arie von Donazetti mit dem Musikmeister heute durchgesungen?“

„Ich hab's,“ rief Caroline und stampfte mit dem Fuße.

Herr von Tipp sah seine Gemahlin verwundert an. „Wo hast Du nur die fremden Namen her, Amenaide? An der Wiege hat man's Dir doch nicht gesungen.“

„An der Wiege hat man mir auch nicht gesungen,“ entgegnete Frau von Tipp boshaft, „daß ich gewissen Leuten erst mit dem Pastor über den Hals kommen mußte, um sie zur Vernunft zu bringen.“

Diese wenigen Worte enthielten die Quintessenz alles Bittern, was Herr von Tipp im Laufe seines langen Lebens 'hatte kosten müssen. Sie spielten auf eine heroische That seiner Gemahlin an, die er ihr nie verzeihen konnte, obgleich er die Miene annahm, es ganz vergessen zu haben. Frau von Tipp war nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine Nätherin, und früher Herrn von Tipp's Geliebte gewesen. Das war eine Thatsache. Sie hatte jedoch sogleich auf das Wappen der Edlen von Tippenheim speculirt. Lange Zeit war ihr dies nicht gelungen, endlich siegte sie durch einen Gewaltstreich. An einem schönen Morgen kam sie mit dem Pfarrer angefahren, und Herr von Tipp wurde von den Verbündeten gleichsam über den Haufen gerannt. Seit dieser Zeit hatte er in seiner Miene eine gewisse Verblüfftheit, die sich nicht wieder verlor, und die Frau von Tipp als das deutlichste Zeichen ihrer für immer gesicherten Herrschaft ansah.

„Ich habe es nicht so gemeint," rief Herr von Tipp und versuchte zu gähnen, zum Zeichen, daß diese Art von Unterhaltung ihn ennuyirte, aber die Dame war nicht Willens, diesen Gegenstand ihrer unschuldigen Neckerei sogleich wieder fallen zu lassen. Zum Glück für Herrn von Tipp wurde jetzt die Thür mit Geräusch aufgerissen, und es erschienen ein Herr und eine Dame, die Frauen fuhren auf die Letztere zu, während Herr von Tipp sich mit dem Ersteren bekomplimentirte und der junge Herr von Tipp hinter dem Rücken seines Vaters ungeschickte Verbeugungen machte. Gleich darauf öffnete sich die Thür nochmals, und ein langer schwarzer Herr mit einer Brille trat ein; ihm folgte eine Dame, die ihren Hut nicht abnahm, weil sie versicherte, sie könne nur eine halbe Stunde bleiben, die aber nichts desto weniger bis zum Souper blieb. Noch einige andere Bekannte erschienen, die sich sonst nicht sehr häufig in diesem Hause blicken ließen, diesmal aber kamen, weil sie gehört hatten, ein ausgezeichneter Mann, der viel von sich sprechen mache, werde heute sich einfinden.

„Tipp!" rief die Dame des Hauses in einem sehr graziösen Tone.

„Was willst Du, mein Engel?“ entgegnete Herr von Tipp aus der andern Ecke des Zimmers.

„Hier ist die Frau Commerzienräthin Grünling,“ fuhr die Frau fort. „Sie will wissen, welche Verdienste eigentlich unser Freund, der Graf Düborn, hat. Erkläre ihr das, Du weißt es am besten.“

„Er ist ein Schriftsteller, oder wenn Sie so wollen, ein Dichter, meine Gnädige.“

„Nichts mehr als das?“ rief die Commerzienräthin enttäüscht. „Ich glaubte, er wäre der Erfinder des Daguerrotype.“

„Leider ist er das nicht,“ entgegnete Herr von Tipp.

„Ach mein Himmel!“ rief die Dame. „Das muß ich doch meiner Tochter sagen, sonst spricht sie mit ihm vom Daguerrotype. Das ist nun einmal wieder ein Spaß, den mein Mann mir aufgeheftet. Er ist so spaßhaft.“

Herr von Tipp zuckte sehr freundlich die Achseln, und die Dame verlor sich im Gedränge, um ihre Tochter aufzusuchen, und ihr zuzuflüstern, daß der Graf Düborn nicht der Erfinder des Daguerrotype sei.

Während dessen machte die Dame im Hut die Bemerkung, daß es sehr heiß im Zimmer zu werden drohe, und daß das Herumreichen der Erfrischungen sehr unregelmäßig vor sich gehe.

Eine bleiche Dame, die auf dem Sopha saß und mit einer hochgelben Tocque geschmückt war, äußerte, daß sie eine unbeschreibliche Leidenschaft für die Literatur habe. Ein Herr ihr zur Seite versicherte, daß er um keinen Preis in der Welt an der Wahrheit dieses Bekenntnisses zweifeln werde.

„Und dieser Genuß wird Einem so selten geboten," bemerkte die Dame mit der gelben Tocque.

Der Herr versicherte, daß nichts seltener auf der Welt sei, als dieser himmlische Genuß.

„Lolla Rookh!" seufzte die Dame

„Lolla Rookh!" seufzte der Herr und blickte mit einem unbeschreiblich gefühlvollen Ausdruck auf den Boden seines Hutes.

Während dieses literarischen Gespräches stand der Herr mit der Brille am Kamin und wärmte sich, indem er bei dieser Gelegenheit zwei Beine zeigte, die von einer fast fabelhaften Dünnheit waren. Er zog von Zeit zu Zeit seine Taschenuhr hervor,' hielt sie ans Ohr, und dann wieder dicht

vor's Auge und gab alle nur ersinnliche Merkmale, um zu zeigen, daß er die Soirée unbeschreiblich langweilig finde.

Jetzt öffnete man die Thür, und der Graf Düborn trat herein, gefolgt von einem in schwarz gekleideten jungen Mann. Das endliche Erscheinen des berühmten Mannes brachte im Gesellschaftszimmer einen allgemeinen Aufstand zu wege. Diesen Umstand benutzte die Dame im Hut, um unbemerkt ein großes Glas Punsch auszuleeren.

„Tipp!" rief die Dame des Hauses.

„Hier, meine Liebe!" entgegnete der Hausherr.

„Ich bitte Dich, sei doch nicht so zerstreut. Stelle doch den Grafen der Gräfin Plunders vor."

„Thue das selbst," flüsterte Herr von Tipp. „Ich muß den Lord Fitz-Grombort dort am Kamin festhalten. Er hat mir schon gedroht, vor dem Souper wegzulaufen."

„Gräfin Plunders!" rief Frau von Tipp mit einer sehr vielsagenden Miene, „hier ist der Graf Düborn, unser sehr theurer Hausfreund." — „Herr Graf, dies ist die Gräfin Plunders!" Wie Frau von Tipp diese Worte ausgesprochen

hatte, trat sie einen Schritt zurück und rief mit einer ungemein schalkhaften Miene: „Ich bin eine wahre Närrin, allein ich kann es nicht lassen zuzusehen, wie zwei so ausgezeichnet gescheute Personen sich begrüßen."

Die Dame in der gelben Tocque fand diese Aeußerung von Frau von Tipps Seite äußerst unzart.

Herr von Tipp, der seine Aufmerksamkeit zwischen den Lord Fitz-Grombort und einer Lampe, die zu erlöschen drohte, theilte, flüsterte dem Lord zu, daß der große Dichter ohne Zweifel etwas vorlesen werde.

„Gott—dam!" entgegnete der Lord. „Man u— weiß, daß ik nicht lieb das L — Lesen."

„Unter uns gesagt," bemerkte Herr von Tipp, „ich lieb es auch nicht. Wir wollen in das Nebenzimmer gehen." Sie verfügten sich in's Nebenzimmer, und der Lord brummte ein englisches Volkslied, ließ dabei seine Uhr repetiren und trommelte an die Fensterscheiben, lediglich um nichts vom Vorlesen zu hören.

Graf Düborn trug ein Lied auf den Frühling vor, das diesen oft besungenen Gegenstand auf eine neue Manier besang, indem es gar keine

Manier hatte. Es kamen keine Blüthen darin vor, die sich sehnten „am Licht der Sonne zu verglühen.“ Die Frühlingsgräser zitterten nicht dem Fußtritt der Geliebten entgegen. Die Rosen gebehrdeten sich nicht wie nervenschwache Mädchen, die erbleichen, wenn sie Wangen sehen, die noch zarter gefärbt sind, wie die ihrigen, kurz die ganze Natur war natürlich, was sie so selten am lyrischen Putztisch unserer modernen Dichter ist. Als die Verse zu Ende waren, überboten sich die Zuhörer in Lobsprüchen, die Düborn von sich ablehnte, indem er erklärte, sein neben ihm sitzender Freund sei Verfasser des Gedichts. Jetzt nahmen die Exklamationen dorthin ihre Richtung, aber der junge stille Mann schien durchaus nicht vorbereitet, eine Rolle zu übernehmen. Er erwiederte auf alle Entzückungen nichts, und man sah es seinem immer bleicher werdenden Gesichte an, wie sehr ihm dergleichen ärgerte und langweilte.

Die Dame in der gelben Tocque begriff nicht, wie ein Mann, der ihr nicht vorgestellt worden war, die Dreistigkeit haben konnte, ein Gedicht von sich vortragen zu lassen. Es trat eine lange Pause ein, da hörte man ein paar Töne anschla-

gen. Fräulein Tipp hatte an dem Piano sich vorbei bewegt und zufällig es berührt. Es war natürlich, daß man sie bat zu singen. Die Verstimmung, die der ärgerliche Auftritt mit dem schweigsamen Dichter hervorgebracht, mußte wieder verscheucht werden, und die Dame in der gelben Tocque versicherte, daß sie nichts lieber thue, als in Tönen schwelgen.

Während die Arie im Gange war, öffnete sich die Thür, und eine junge blonde Dame trat herein, die den zunächst Sitzenden Zeichen machte, daß sie sich ihretwegen nicht aufscheuchen lassen möchten. Sie selbst nahm geräuschlos an der Thüre Platz. Nichts in der Welt konnte Frau von Tipp so ungelegen kommen, als die Erscheinung der blonden Dame grade in dem Moment, wo die Arie vorgetragen wurde. Die gewünschte Wirkung wurde offenbar zerstört. Der Graf, der sehr aufmerksam zugehört hatte, verlor, so wie die Eintretende die Schwelle berührte, allen Sinn für die Arie so wie für die Sängerin. Er sah mit einem so zerstreuten Blicke in den weit geöffneten Mund der Fräulein Tipp, als begriffe er gar nicht den Grund dieser Verzerrung. Dazu wurde das Getrommel und das schottische Lied

des Lord Fitz-Grombort aus dem Nebenzimmer immer hörbarer, indem es in die sanften Partheieen der Arie sich eindrängte, und vollends allen Effect vernichtete. Müde dieses Accompagnements erhob sich endlich Mademoiselle Tipp und das Piano wurde geschlossen.

„Mein Kind," hub Frau von Tipp an, „ich glaube Du hast heute sehr zerstreut gesungen, und die Lobsprüche, die man Dir gezollt hat, sehr wenig verdient. Was ist es nur, was Dich den ganzen Tag beschäftigt hat? Du theilst mir nie dergleichen mit, und wahrlich, ich hätte doch Ansprüche auf Dein Vertrauen."

„Was ist's, liebe Kleine?" fragte die Dame mit der gelben Tocque.

„Ich darf es nicht sagen," entgegnete Fräulein Tipp, indem sie verschämt die Augen niederschlug, „Mama wird mir zürnen, wenn sie erfährt, daß es ein Roman gewesen ist, den ich den ganzen Tag über nicht aus der Hand gelegt habe."

„Ein Roman?" riefen Frau von Tipp und die gelbe Dame.

„Wir wollen nicht so laut reden," rief Frau von Tipp. „Ich errathe von wem dieser Roman war. Hm, hm."

„Von wem?" fragte die gelbe Dame, und blinzelte mit den Augen.

„Es sind Stellen darin," fuhr Frau von Tipp mit einer Stimme fort, die laut genug war, um am andern Ende des Salons gehört zu werden, „Stellen sag ich Ihnen! Wenn ich nur ein besseres Gedächtniß hätte."

„Zum Beispiel diese Stelle, Mama." Hier brachte Fräulein von Tipp den Gallimathias vor, aus dem Düborn zu seinem Schrecken wie in einem Hohlspiegel seine eigenen Gedanken, in ein confuses Gemenge zusammengeworfen, wieder erkannte.

Die gelbe Dame sank in die Sophaecke, und versicherte, daß nichts in der Welt im Stande sei, ihr einen so himmlischen Genuß zu gewähren.

„Mein Kind," rief Frau von Tipp zu ihrer Tochter, „laß mich dergleichen nicht wieder erleben. Die Dichter heutzutage sind eine zu gefährliche Bekanntschaft für ein junges Mädchen. Hm, hm. Hab ich nicht recht, Gräfin?"

„Vollkommen. Ach sie morden uns, sie lösen uns auf bis auf die letzte Faser, aber wir lieben sie dennoch, diese Unmenschen, diese Ungeheuer!“ —

Frau von Tipp fand, daß die gelbe Dame sich lächerlich machte, und diese entdeckte, daß Frau von Tipp darauf ausging, ihre Tochter an den Mann zu bringen, und daß sie dazu sehr unzarte Mittel ergriff.

„Amenaide!“ rief Herr Tipp aus der andern Ecke des Zimmers.

Frau von Tipp stand auf, um zu ihrem Gemahl zu eilen. „Mylord wünscht Dir etwas zu sagen,“ flüsterte der Mann. „Ach“ rief Frau von Tipp mit der Miene graziöser Ueberraschung.

„U — ja“ sagte der Lord. „Ik u — wollte sagen, daß es schaines — schönes — U — Wetter ist.“ —

„Ach! Mylord wollte sagen, daß es schönes Wetter ist,“ — rief Frau von Tipp.

„I — ja! Ich u — wollte sagen, daß es i — gestern schaines — schönes U — Wetter u — war!“ —

„Ganz richtig, Mylord wollten sagen, daß es gestern schönes Wetter war,“ bemerkte Frau von Tipp mit einem höchst anmuthigen Lächeln.“

„I — ja! Ich u — wollte sagen, daß es morgen schönes —"

Lord Fitz-Grombert wurde hier in seiner Rede unterbrochen durch ein großes Vorlegebrett, das ihm der Bediente auf den Leib schob, und auf dem kleine Gläser mit Erfrischungen und kleine Butterbrödchen mit kaltem Braten aufgereiht standen. Frau von Tipp benutzte die Zeit, während welcher der Lord unter diesen Schätzen wählte, um ihren Mann bei Seite zu ziehen und ihm zuzuflüstern, daß er durch seine alberne und unüberlegte Dazwischenkunft sie um den Gewinn des ganzen Abends gebracht habe, indem sie eben im Begriff gewesen, den Grafen Düborn und Fräulein Caroline auf die interessanteste Weise an einander zu bringen. Herr von Tipp war über diese Eröffnung trostlos, aber er versicherte, daß die Mittheilungen des Lord's Fitz-Grombert unmöglich länger hätten verschoben werden können.

Frau von Tipp wollte auf ihren Platz zurück, allein es fand sich, daß die gelbe Dame den Grafen dergestalt in Anspruch genommen hatte, daß er unzugänglich für jeden andern Angriff wurde. Es war dieses gewiß nicht wenig auffallend. Die gelbe Dame schien es darauf na-

gelegt zu haben, sich heute Abend morden, und bis auf die letzte Faser auflösen zu lassen. Während dessen gab Frau von Tipp ihrem Sohne Winke, sich neben die blonde Dame zu setzen. Dieses geschah zu nicht sehr großem Vergnügen der blonden Dame, die ihren Fächer vor den Mund hielt und sehr ungeduldig nach der Thüre blickte. Endlich war das Gespräch über die überirdischen Genüsse, die die Literatur bietet, beendet, und Frau von Tipp hielt ihre Tochter am Rockzipfel, um von neuem die „ausdrucksvolle Stelle“ deklamiren zu lassen, als der Graf seinen Hut nahm und schnell wie ein Schatten verschwand. Hinter ihm drein schoß der Lord Fitz-Grombort, und nicht zwei Minuten darauf erhob sich auch die blonde Dame und wurde unsichtbar. Dieses Beispiel wirkte auf die Menge. Die Dame mit dem Hut entfernte sich, da sie merkte, daß keine neuen Erfrischungen mehr herumgereicht wurden. Die Commerzienräthin brannte vor Verlangen, ihren allzu spaßhaften Mann zu Hause auszuschelten, und die andern Gäste, die zu Hause weder Jemanden auszuschelten noch zu liebkosen hatten, gingen fort aus keinem andern Grunde, als weil es die Stunde war, wo sie

gewöhnlich zu Hause eintrafen. Der schweigsame Dichter hatte sich schon lange entfernt, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hatte.

Um ein Viertel nach eilf Uhr befand sich die Familie Tipp wieder allein. Herr von Tipp machte sich das harmlose Vergnügen die Lichter auszulöschen und die Lampen abzuschrauben, in welchem Geschäft ihm sein Sohn beistand.

„Gabriel!" rief Frau von Tipp in einem sehr gereizten Tone. „Ich bin mit Dir heute nicht zufrieden; nein, ich bin nicht zufrieden. Komm hieher, mein Sohn; laß Deinen Vater sich allein mit den Lampen beschäftigen, er hat doch nun einmal für nichts anderes Geschick und Sinn."

Der junge Herr von Tipp, der sich die Hände und das Gesicht mit Oel beschmutzt hatte, kam, um sich neben seine Mutter auf's Sopha zu setzen. „Wie du aussiehst!" rief Frau von Tipp erschreckt.

„Ich kann mir kein anderes Gesicht geben," erwiederte der Sohn.

„Das sollst Du auch nicht, mein Kind," sagte Frau von Tipp mit einem zärtlichen Ausdruck. „Dein Gesicht ist gerade von der Art, wie die

Frauen sich in der Regel junge hoffnungsvolle Männer denken. Ich habe irgendwo in einem Almanach das Bild eines Prinzen gesehen, ich meine es war ein Prinz von Parma, oder war es gar der König von Brasilien, das Dir auffallend glich. Ja, Gabriel, es glich Dir, und damit ist gesagt, daß Du keineswegs eine ausdruckslose Physiognomie hast. Ich möchte wissen, aus welchem Grunde Dich die blonde junge Dame heute so oft und so aufmerksam angesehen hat?"

„Mich?" rief Gabriel äußerst verwundert.

„Ja Dich," erwiederte seine Mutter. „Hast Du es nicht auch bemerkt, lieber Mann?"

„Nicht das mindeste," entgegnete Her von Tipp.

„Laß die Lampe über meinem Kopfe noch stehen!" rief Frau von Tipp, „Du erregst einen abscheulichen Dampf."

War nun der Dampf daran Schuld oder waren es die Betrachtungen, denen sich das bekümmerte Gemüth einer Mutter hingab, kurz Frau von Tipp brach in Thränen aus. „Ich weiß nicht," rief sie nach einer Pause, während sie ihr Taschentuch vor die Augen gehalten hatte, „ich weiß nicht, warum ich nie verstanden werde."

Herr von Tipp begriff nicht, warum Frau von Tipp gerade heute Abend, und noch dazu bei so später Stunde, wollte verstanden sein. Er stieß daher einen kurzen Seufzer aus, und fuhr fort die Lampen auszulöschen.

„Niemand begreift mich," rief die trostlose Frau; „Niemand faßt meine Pläne! Ich denke Tag und Nacht über meine Familie nach, ich arbeite mich ab, um in die Zukunft zu sehen — aber ich erndte keinen Dank, ich erhalte keine Anerkennung."

„Ich glaube, ich habe genug gethan," rief Herr von Tipp beleidigt, „wenn ich alle Monate meinen „Abend" gebe."

Frau von Tipp beachtete die Aeußerung nicht, sie wandte sich zu ihrem Sohne, und nachdem sie diesen interessanten Günstling eine kleine Weile betrachtet hatte, richtete sie die Frage an ihn, warum er die blonde Dame nicht unterhalten habe.

„Ich habe mit ihr von Kartenkunststückchen gesprochen," erwiederte Gabriel.

„Von Kartenkunststückchen?" rief Frau von Tipp. „Mein Sohn, das ist kein Gegenstand

zum Gespräch mit einer Dame, der man sein Herz antragen will."

„Mein Herz?" fragte der junge Mann verwundert.

Frau von Tipp schüttelte das Haupt. „Ich werde mit Dir über diesen Gegenstand noch ausführlicher sprechen," setzte sie nach einer Weile hinzu. „Jetzt bin ich zu angegriffen und bedarf der Ruhe."

Herr von Tipp fühlte, daß er auch angegriffen sei und daß er auch der Ruhe bedürfe, und so begab sich die ganze Familie zu Bette.

4.

Die blonde Dame eilte, nachdem sie ihren Mantel und ihren Shawl in den Händen der Begleiterin zurückgelassen, mit leichten Schritten über die prachtvollen Teppiche, um sich im entfernten Ende des Saals erschöpft auf ein Sopha niederzuwerfen. Alfred folgte ihr. Es war elf Uhr. Die Gemächer waren Tageshell erleuchtet. Ein Diener brachte einen zierlichen Tisch mit der silbernen Theevase. Die feinsten Gerüche dampften durch die schönen Räume, in denen sich dem

Auge nichts zeigte, was nicht zu den elegantesten und geschmackvollsten Mustern eines vornehmen Luxus gehörte. Die blonde Dame war reich.

Zugleich mit der Dienerschaft erschien eine Dame in Schwarz gekleidet mit Gesichtszügen, in denen der unerschütterlichste Ernst herrschte. Noch Niemand hatte Miß Harriet Tudor lächeln gesehen. Es war, als wenn diese Fähigkeit der Muskeln in ihrem Antlitze nie vorhanden gewesen. Sie grüßte Alfred, reichte der blonden Dame die Hand, und setzte sich dann an das Tischchen, indem sie leise und kaum hörbar mit den Tassen hanthirte und telegraphische Zeichen den Dienern that, die diese eben so beantworteten.

Camélie, so hieß die blonde Dame, und Alfred ließen sich durch die Erscheinung der Miß Tudor durchaus nicht in dem lebhaften halbleisen Gespräch stören, in das sie versunken waren. Dieses Gespräch betraf Gegenstände, die so metaphischer Art waren, daß Miß Harriet, wenn sie auch hätte hinhorchen wollen, doch schwerlich ein Wort davon verstanden. Aber sie bemühte sich auch nicht darum. Seit den wenigen Monaten, wo Alfred die Erlaubniß sich verschafft hatte, um diese Stunde Camélien sehen zu dür-

fen, hörte man in diesem Zimmer den Namen Plato's öfters ertönen, und Miß Harriet wußte keinerlei Vorstellung mit diesem Namen zu verbinden. Hätte sie gewußt, daß Plato ein System der Liebe aufgestellt hat, in dem diese Leidenschaft am verführerischsten erscheint, indem sie die Maske uneigennütziger Freundschaft vornimmt, sie wäre unfehlbar nicht so ruhig bei ihren Theetassen geblieben und hätte sich Mühe gegeben, die Betrachtungen zu verstehen, die an diesen verhängnißvollen Namen geknüpft wurden.

Alfred, der sie so ernsthaft dasitzen sah, fand es für nöthig, sein Gespräch mit Camélien abzubrechen, und diese Bildsäule des Schweigens anzureden. „Miß," rief er, Sie besuchen nie die Gesellschaften?"

„Nein, Herr Graf," entgegnete die Dame, „ich besuche sie nicht. Man findet dort entweder boshafte oder dumme Leute, und beide sind kein Trost für mein Herz, ich wollte sagen für meinen Geist."

„Miß Harriet blickt lieber in ihre Bücher?" rief Alfred.

„Nein, dahin blicke ich nicht," erwiederte sie sehr ernsthaft, „denn ich verstehe nicht zu lesen."

Eine Pause entstand. Alfred sah die sonderbare Frau an und schien sich dergestalt in ihre Züge zu vertiefen, daß er gar nicht daran dachte, das Stillschweigen zu unterbrechen. Camélie saß in die Polster eingesenkt und schlürfte ihren Thee.

„Es muß eine seltsame Sache sein, wenn man nicht zu lesen versteht,“ hub Alfred wieder an. „Woraus schöpft man sein Wissen?“

„Aus dem Auge des Menschen,“ antwortete Miß Harriet.

„Das Ihrige spricht sehr deutlich,“ rief der Dichter.

„Es ist die Feder mit der ich schreibe,“ erwiederte die Dame. „Ich habe nie eine andere gekannt.“

„Eigentlich,“ rief Düborn, „ist dieses auch die freimüthigste Sprache, und all unser Bemühen, die Schrift auf dieselbe Stufe der Freimüthigkeit und Deutlichkeit zu führen, wird immer fruchtlos bleiben. Unsere Worte sind nur da, wie jener Diplomat sagt, um unsere Meinung zu verhüllen.“

Miß Harriet hatte von dieser Rede nichts verstanden. Sie nickte daher mit dem Kopf,

wie Jemand, der Lust bezeugt das Gespräch abzubrechen, aber Alfred verstand dieses Zeichen nicht. „Warum sagen Sie,“ rief er lebhaft, „daß in unsern Gesellschaften nur dumme oder boshafte Leute sich versammeln? Ich habe nicht selten sehr gebildete Frauen und sehr gelehrte Männer getroffen.“

„Das kann sein,“ erwiderte Miß Tudor, „aber sie sind doch dumm. Die Augen verrathen sie. Könnte ich mich so ausdrücken, wie ich es innerlich weiß, Sie würden gleich wissen, was ich meine.“

„Versuchen Sie es nur.“

„Es geht nicht. Zum Beispiel, ein Mensch der nur aus Büchern sein Wissen schöpft, hat nimmermehr das kluge Natur-Auge, wie man's bei wahrhaft gescheuten Leuten trifft. Solch Auge ist wie eine Vogelkralle, es packt und hält fest. Da ist kein Entweichen. Der fremde Geist muß sich wehren oder sich ergeben. Es ist wie ein Blitz überall. O solch kluge Augen sind selten. Wenn einer blind würde, er verlegte sein kluges Auge in den Mundwinkel. Aber aus den sogenanten Gebildeten bricht die Dumm-

heit überall heraus. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausgedrückt habe?"

Diese Frage war bei Miß Harriet keine leere Formel. Sie sprach ein so seltsames Gemisch von Englisch und Holländisch durcheinander, daß ihre Worte gleichsam nur die grobe Skizze einer Sprache waren. Aber Alfred verstand sie, weil er sie studirt hatte, wie er alles studirte, was in diesem Hause sich ihm darbot, von der jugendlichen Herrin und ihrer Gesellschafterin an, bis zum geringsten Diener herab. Er liebte Camélien und in ihrer Umgebung war ihm nichts gleichgültig, Er dachte über den Einbug in einem Polster nach und fühlte die Weiche und Ründung des Arms, der sich hier abgedrückt hatte. Es fiel ihm auf, daß ein Sessel an das Fenster geschoben war, der sonst in der Mitte des Zimmers stand, und seine Phantasie erging sich in Bildern, was wohl die Ursache eines so wichtigen Faktums sei. Eine Falte im Vorhange konnte ihm zu denken geben, und viele seiner gelungensten Erfindungen hatten keine andere Quelle, als jene Träumereien, denen er sich keim Betrachten jener Zufälligkeiten hingab, die

die Geliebte in ihrem gewohnten Tagewerke umgaben.

Miß Harriet hatte, wie ihr Geschäft des Theebereitens beendet war, sich in eine dunkle Fensternische zurückgezogen. Sie pflegte hier zu schlummern, denn ihre frühere Erziehung hatte sie nicht gelehrt die Stunden, tief in die Nacht hinein, in Gesellschaft zuzubringen. Um eine bestimmte Stunde fielen ihre Augenlieder zu, wie sich die Läden in dem Zimmer des Arbeitsmannes um eine bestimmte Stunde schließen. Nur sehr wichtige Dinge konnten sie wach erhalten, und dergleichen, glaubte sie, könnten zwischen den zwei Personen, die auf dem Sopha Platz genommen, nie vorkommen. Der Zeitpunkt also, wo Alfred ein Buch aus der Tasche zog, um vorzulesen, war auch der, wo Miß Harriet in einen sanften Schlummer fiel.

Der junge Dichter las nicht lange; die beschreibenden Gemälde, die gerade jetzt der Gegenstand mit sich brachte, waren seiner Stimmung nicht analog. Er ließ daher das Buch sinken, und nachdem er seine Zuhörerin lange schweigend angeblickt, ergriff er ihre Hand und

sagte leise: „Camélie, Sie sind heute trüb gestimmt.“

Die junge Dame seufzte und neigte den Kopf bejahend.

„Was bennruhigt Sie?“ fragte Alfred.

„Ich bitte Sie,“ flüsterte Camélie, „lassen Sie uns leise sprechen, denn ich möchte nicht, daß sie uns hörte. Sie würde glauben, daß ein wirkliches Uebel mich plagte und mich endlos quälen, ihr dieses zu offenbaren. Sie, die nie träumt, würde meine Träume nicht verstehen.“

„Ihre Träume, Camélie?“

„Ja, meine Träume. O ich bin ein rechtes Kind. Ich weiß es. Ich streite mit Schattenbildern. Sehen Sie nicht, wie ich von ihnen umgeben bin? Wie sie dort an der rothen Wand dahingleiten? Sie möchten am liebsten diesen Glanz, der mich umgiebt, zudecken; alles in die graue leblose Farbe hüllen, wie sie die Wände des kleinen Dachstübchens bekleidete, wo ich zum Bewußtsein erwachte, und jene Zwei an meinem Bette stehen sah.“

„Was ist das?“ rief Alfred bestürzt.

„Camélie schauderte zusammen. Sie wickelte sich fester in ihren Shawl, und machte eine ab-

wehrende Bewegung mit der Hand. Ihr Haupt lehnte an das Seitenpolster, ihre Augen waren geschlossen. Die Uhr an der gegenüberstehenden Wand schlug zwölf. Camélie schreckte zusammen, sie sah mit einem irren Blick im Zimmer umher, und als alles sie rings in gewohnter Ruhe umgab, wandte sie das Auge langsam auf Alfred. Sie erwiederte den Druck seiner Hand; der Ausdruck ihrer Züge verlor das Wilde und jenes Lächeln, das eben so die reinste Unschuld wie die süßeste Zärtlichkeit ausdrückte, gewann wieder die Oberhand. „Meine theure, meine innig geliebte Camélie!“ rief Alfred. „Du hast mich erschreckt.“

„Still!“ flüsterte sie, — „ich habe nichts gesagt.“

„Wer waren die Zwei, von denen Du sprachst?“

Wie im Traume sprechend, fuhr Camélie fort: „Es waren schreckliche Gestalten. Den Ausdruck ihrer wilden entsetzlichen Mienen vergeß ich nicht. Der Eine, er war der größere von den Beiden, faßte mich bei der Hand, und der Schrei, den ich ausstieß, schien ihn zu belustigen. Seine Worte verstand ich nicht, allein es lag in

seinen Mienen der Ausdruck von Triumph, und so klangen auch seine Worte. Ich werde nie vergessen, wie sich der Andere über mein Bette bückte und mich küssen wollte. Schreiend wühlte ich mich in die Decke ein, aber sein eiserner Arm brachte mich wieder hervor, und zwei heiße Lippen und ein rauher Bart berührten schmerzhaft meine Wange. Sie sprachen und lachten. Ihre Schatten bildeten sich lang und schwarz an der Wand ab und seit der Zeit deckt aller Glanz, alle Freude ein düsterer Schatten. Was wollten sie? Wie kam ich in ihre Hände? Warum dieses entsetzliche Bild aus früheren Tagen? War ich zu Armuth und Elend bestimmt, welche Hand hat mich daraus emporgerissen? Welch gütiger Engel, den ich nicht kenne, dessen Namen ich nicht zu ahnen vermag, entzog mich dem grausigen Elend, und machte, daß ich nie wieder im Leben jene Männer sah? Nur im Traume kommen sie, nur im Dämmerscheine, wenn Nacht und Tag sich um die Herrschaft streiten, sind sie da, und bekunden, daß ich noch nicht von ihnen getrennt bin, daß sie noch Theil an mir haben."

Alfred wollte ihr in die Rede fallen, aber sie fuhr eifriger fort. An der Wand des kleinen

Stübchens hing ein Bild, es war darauf ein Weib mit einem Heiligenschein, das Glas war zerbrochen. Neben dem Bilde stand ein kleines Schränkchen, der Schlüssel steckte im Schloß, daran ein zweiter Schlüssel an einem Bändchen von Leder befestigt. Ein dunkler Mantel und ein schlechter Hut, wie ihn die Schiffer tragen, hing an einem Nagel am Fenster. Ich sahe alles vor mir. Eine alte Frau brachte mir einen Teller mit Suppe. Ich war so schwach, daß sie mir den Löffel zum Munde führen mußte. Die warme Speise that mir wohl, ich fiel in einen Schlaf, und als ich erwachte, war das ärmliche Bett, das dunkle Stübchen, die zwei fürchterlichen Männer und die alte Frau mit der Suppenschaale verschwunden. Ein Strom von Licht fiel in meine Augen; ich lag auf einem Sopha; eine schöne Dame saß neben mir, und sie sagte mir freundliche Worte, und hüllte meine frierende Schulter in ihren weichen warmen Shawl. Ein Hündchen spielte auf dem Teppich. Acht Tage lang sah ich diese vornehme Dame Tag und Nacht an meinem Bette. Sie erzählte mir Mährchen, auf die ich mit großer Aufmerksamkeit lauschte. Es kamen Ritter und Frauen darin vor, und Drachen und

Schwäne, helle Seen und prächtige Königpalläste — alles endlos herrlich und wunderbar. Dabei gab sie mir goldne Ketten und Ringe mit blitzenden Steinen, breitete seidene Fächer vor mir aus, und ließ Spieluhren spielen. Ich war so glücklich — aber mitten in meiner kindischen Freude glaubte ich die Thüre sich öffnen, und jene Männer hineinblicken zu sehen. Wenn ich dann zusammenfuhr, war die schöne Dame doppelt zärtlich. Ihre Mährchen waren dann noch einmal so schön, der Vorrath ihrer blitzenden Ringe vergrößerte sich und noch andere neue kostbare Spielwerke kamen dazu. Sie ruhte nicht eher, als bis sie mich wieder ruhig sah und mich mit der größten Innigkeit in die Arme schließend, sagte sie dann recht deutlich und bestimmt: „Sei still, sei still mein Kind! Du wirst die Männer nie wieder sehen!“ — Ach, auch diese freundliche schöne Frau hab ich nie wieder gesehen.“

„Ich mochte acht Jahr alt sein, als ich in eine sehr reiche Erziehungsanstalt kam, einige Meilen von Rotterdam entlegen. Es war ein großes schönes Landhaus. Wir lebten in voller Freiheit, und da nur die Töchter reicher angesehener Familien aufgenommen wurden, war die

Behandlung, die wir von unsern Lehrerinnen und Aufseherinnen erfuhren, so rücksichtsvoll, als wenn man uns schon frühe hätte zeigen wollen, daß wir zum Befehlen, und nicht zum Gehorchen geboren waren. Die Angehörigen der jungen Mädchen kamen von Zeit zu Zeit, um sich von dem Wohlsein der Ihrigen zu überzeugen, und jeder dieser Besuche war immer ein Fest. Als zu mir gehörend meldete sich Miß Harriet Tudor. Sie ist also seit zehn Jahren meine unzertrennliche Gefährtin."

Bei diesen Worten hielt Camélie inne und neigte sich etwas vor, um in die Fensternische zu sehen. Die ruhigen Athemzüge der Schlummernden überzeugten sie, daß die, von der sie eben sprach, sie nicht hörte.

„Ehe Miß Tudor kam," fuhr Camélie in ihrem Bekenntnisse fort, „waren immer einige Vorbereitungen von Seiten der Pensionshalterin nöthig Sie ließ mich auf ihr Zimmer kommen, und indem sie mir ankündigte, wen ich zu erwarten habe, prägte sie mir zu gleicher Zeit ein, daß ich Miß Harriet die größte Achtung, und die herzlichste Liebe schuldig sei. Sie ist nicht Ihre Mutter, sagte sie, aber sie vertritt die Stelle

derselben. Von Ihren Angehörigen ist sie mit vollständiger und bleibender Vollmacht ausgerüstet für Ihr Wohl zu sorgen, und ich trage kein Bedenken, Sie, meine Tochter, wenn Ihre Erziehung wird vollendet sein, den Händen dieser achtungswerthen Dame anzuvertrauen. Miß Harriet hat keine umständliche und mit Fleiß geleitete Erziehung genossen; zu den Zeiten, wo sie jung war, fand dergleichen noch nicht statt. Ich traue Ihrem guten Herzen zu, daß Sie an Ihrer mütterlichen Freundin diesen Mangel nie rügen werden. Sie setzt in die Stelle dieses einen Vorzugs, den sie entbehrt, so viele andere, und so entscheidende, für Sie wichtige, daß es die höchste Unklugheit und Undankbarkeit von Ihrer Seite wäre, wenn Sie ihr irgend empfinden ließen, woran sie keine Schuld hat."

Bei diesen Mittheilungen, die ich lange Zeit geduldig hinnahm, erwachte endlich meine Neugier, und ich fragte, wie Miß Tudor mit mir verwandt sei.

„Sie ist gar nicht mit Ihnen verwandt," erwiederte die Dame nach einer Pause, während welcher sie mich aufmerksam ansah. „Thut das etwas zur Sache? Liebe Tochter," setzte sie hinzu;

„wir müssen uns frühzeitig gewöhnen, nur die Personen uns verwandt zu rechnen, die uns bleibende und wahre Wohlthaten erzeigen. Und solch eine Person wird für ihr ganzes Leben Miß Tudor sein. Lieben und ehren Sie sie daher, wie Ihre Mutter, oder wie Ihre ältere Schwester. Sie allein kann Ihnen Aufschluß über Ihre Eltern geben, über deren Vermögen und Lage, und sie wird es sicherlich thun, wenn zu diesen Mittheilungen die gehörige Zeit da sein wird."

„So ward das Band geknüpft, das mich lange Jahre gebunden, aber nie gedrückt hat. Ich verließ die Pension, als ich sechszehn Jahr alt war, und die Jahre, die seitdem verflossen, sind mir auf Reisen schnell vergangen. Unter der Zeit habe ich nie erprobt, was Mangel und Entbehrung ist. Der Ueberfluß umgiebt uns, und die Genüsse, die der Jugend besonders schmeicheln, würden unerschöpflich mir zu Gebote stehen, wenn mein Sinn selbst sich mehr zu diesen rauschenden Zerstreuungen wendete. Ich liebe sie aber nicht. Eine einsame Stunde ist meinem Herzen unentbehrlicher, als eine ganze, in den ausgesuchtesten Genüssen verschwelgte Woche. Der praktische Sinn meiner Harriet hat sich während der Rei-

sen hundertfach bewährt. Sie weiß alles, sie durchschaut alles, und eine wundersame Gabe ist ihr eigen, auch mit den fremdesten Menschen in den ungewöhnlichsten Lagen zu verkehren. Sie hat von mir Verdrießlichkeiten, kleine Gefahren abgewendet, ohne daß ich auch nur ahnete, daß dergleichen mir nahe war. Auf meinem Sopha liegend, und mit meinen Träumen beschäftigt, wäre ich die sichere Beute jedes Betrügers geworden, der meine Reisestraße mit mir zog. Sie wußte um den Inhalt jeder Tasche in meinem Wagen, so wie sie die großen Summen bis auf den kleinsten Bruch im Kopfe hatte, die von unsern Banquiers einliefen. Den verlegten Bleistift meiner Brieftasche fand sie eben so sicher, als den Fehler in einer schwierigen Rechnung. Und alles handelte sie mündlich ab. Sie behauptet, nicht lesen zu können, wie Sie gehört haben, sie schreibt auch nicht — dennoch ist sie nie betrogen worden. Es ist, als wenn ihr Zahlen wie Menschengedanken, gleich im Kopfe gegenwärtig wären, und als brauchte sie jene nur zu nennen, und diese nur auszusprechen, nur daß man ihr sogleich Recht gebe und ihr die Herrschaft lasse. Dagegen aber beschäftigte sie das, was

mich schwärmen machte, und was mich oft zu den berauschendsten Enthusiasmus hinriß, sehr wenig. Eine schöne Gegend machte ihr nur Freude, weil sie mir am Auge ansah, daß ich beim Anschauen der Naturreize glücklich war. In großen Fabrikstädten mußte ich ihretwegen länger verweilen, indem sie nicht müde wurde, sich den Bau der Maschinen, die Motive ihrer Bewegung erklären zu lassen. Zum Bewundern sind die Kenntnisse, die sie in diesen Fächern an den Tag legt, und die sie nur aus eignem Nachdenken und den Mittheilungen Anderer nie aus Büchern schöpft. Auch historische Erinnerungen haben für sie Interesse, doch fragt sie gleich, wenn man ihr ein denkwürdiges Faktum berichtet: Wo sind die Beweise? Sind diese Beweise auch haltbar? Die Fiktion eines Dichters ist für sie ein reiner Unsinn. Nie kann auch das schönste poetische Bild sie auf einen Moment fesseln. Es ist ja nicht wahr! sagt sie dann, und Züge des Ekels und Widerwillens spielen um ihren Mund."

Alfred ließ die Geliebte ungehindert sprechen. Es war ihm lieb, daß der Gang ihrer Gedanken diese Richtung genommen hatte, und daß hierdurch das anfängliche schreckliche Bild immer mehr aus

ihrer Phantasie verdrängt wurde. Nichts desto weniger war hier eine Saite erklungen, die in seiner Seele mächtige Empfindungen aufregte. Es war die geheimnißvolle Stellung Caméliens, das Schwankende in den Gerüchten über ihren Ursprung und ihre früheren Verhältnisse. Er wagte nicht, die Sprechende auf den Beginn ihrer Mittheilungen zurückzuführen, und dennoch verlangte ihn leidenschaftlich, zu erfahren, in wie weit Miß Harriet mit den Eltern Caméliens und deren Lage bekannt sei. Er konnte dieses nur erfahren durch eine direkte Frage, und er zögerte lange, ehe er sie that. Kaum waren die Worte über seine Lippen, als es ihn auch schon schmerzlich gereuete, seinem Verlangen nicht widerstanden zu haben. Caméliens Antlitz nahm den früheren Ausdruck von Schmerz und Beklemmung an, sie zögerte lange, ehe sie die wenigen Worte sagte: „Ich weiß über meine Eltern nichts Bestimmtes. Alle Mittheilungen dieser Art hat Harriet auf einen Zeitpunct verschoben, den sie selbst wählt, und der nicht mehr fern ist. Ich vertraue ihr.“

„Und Sie haben vollkommen Ursache dazu, theure Camélie,“ rief Alfred, indem er den Arm

um die Geliebte schloß. „Vertrauen Sie dieser treuen Gefährtin, vertrauen Sie dem Himmel! Athmet nicht Alles in Ihrer Nähe Sicherheit und Ruhe? Wie das Räthsel sich auch löse, es wird sich befriedigend und glücklich für Sie lösen."

„Aber, daß es Räthsel für mich giebt," rief Camélie mit erschütterndem Tone, „das ist es, was mich so empfindlich berührt. Meine Phantasie ist keine von den ewig heitern, mein Gemüth kein unerschütterliches. Bei allem Vertrauen, das ich zu meiner Umgebung habe, foltert mich der Gedanke, daß es nicht immer so bleiben kann, daß plötzlich, vielleicht bald, irgend ein Entsetzliches auf mich einbricht, und meine eingebildete Sicherheit auf immer zerstört. Ich scheine heiter, und ich bin es auch wirklich, aber Stunden, wie diese, bleiben nicht aus. Was ist dieser beneidete Glanz, dieser Reichthum, diese Leichtigkeit, sich alles zu verschaffen, was zum Reiz des Lebens gehört, gegen das düstre Bewußtsein, unbekannt mit dem zu sein, was dem Dasein Werth verleiht, die theuren Namen nicht aussprechen zu dürfen, die das Kind schon lallt? Ich habe keinen Mutterbusen, an dem ich ruhen darf, ich habe nicht den starken Arm des Vaters,

der meiner Jugend im Gedränge der Welt zur Stütze dient; ich kenne weder Bruder, noch Schwester, — fremd bin ich in einer fremden Welt. Sie darf mit mir spielen, ihren Launen bin ich hingegeben."

Camélie hüllte hier im Uebermaß des Schmerzes ihr Antlitz in das Tuch, und ihre Thränen flossen. Aber nur einen Moment dauerte diese Aufregung, dann erhob sie sich, und indem sie einige Schritte durchs Zimmer that, blieb sie vor einem Gemälde stehen, augenscheinlich, um ihre Aufmerksamkeit gewaltsam auf andere Dinge zu richten. Alfred betrachtete sie lange und schweigend. Sie war noch in der Kleidung, die sie zu der heutigen Gesellschaft gewählt. Ein lichtgelber Atlas floß in schweren Falten auf den Boden, und wurde um Schulter und Nacken durch eine Einfassung von Spitzen gehoben, die nicht reicher und nicht in geschmackvollerer Fülle sich denken ließen. Das blonde Haar war in einen griechischen Knoten geknüpft, und an den Seiten schoß eine verschwenderische Masse glänzender Locken herab. Das Gesicht, ein wenig erhoben, und ganz im Profil, zeigte die reine jungfräuliche Form, wie wir sie auf einigen der gelun-

gensten Büsten des Alterthums bewundern, nur, daß die Frische des Colorits und die zarteste Weichheit des Fleisches dazu kamen, um den Eindruck idealer Schönheit vollkommen zu machen. Alles in dieser Gestalt athmete Anmuth und Ruhe, und dieses war auch der Eindruck, den Caméliens Wesen auf den Beobachter machte, der sie öfters zu sehen die Gelegenheit hatte. Deshalb hielt man sie auch nicht für so jung, wie sie war; deshalb verzieh man ihr das sichre Auftreten in der Gesellschaft, oder vielmehr man fand hierin nichts Auffallendes. Alfred sog mit Entzücken jeden Reiz dieser schönen ungewöhnlichen Erscheinung ein, er bedachte in diesem glücklichen Momente, wie die, die vor ihm stand, das Glück seines Lebens sei, wie er sich sein Dasein ohne sie nicht denken könne, und wie gerade heute Abend ihre edle Seele rücksichtloser und inniger als je sich ihm hingegeben. Mag der Nebel noch so trübe sein, rief er bei sich selbst, der diese Sonne zu verhüllen strebt, sie bleibt was sie ist.

Um Camélien zu schonen, griff er wieder zum Buche, und bat sie, ihren Platz auf dem Sopha wieder einzunehmen. Sie that es, aber die Zerstreutheit, mit der sie die Verse anhörte, war an-

haltend, und ging auch auf Alfred über. Sie nahm ihm das Buch aus der Hand. Lassen wir das heute, lispelte sie; wir sind beide nicht in der Stimmung. Die wirkliche Welt hat ihr Recht gegen die ideale geltend gemacht. Einen andern Abend wird es uns besser gelingen. Leben Sie wohl, theurer Alfred."

Sie reichte ihm ihre Hand hin, die er an seine Lippen drückte. Dann verschwand sie ins Nebenzimmer. Miß Harriet folgte ihr, nachdem sie die gewohnte steife Verbeugung gegen Alfred gemacht hatte, mit der sie ihn immer zu entlassen pflegte.

5.

In seinem Arbeitszimmer saß der Buchhändler Herr Potter und durchblätterte mit verdrießlichen Blicken die ersten Monatsnummern seiner Zeitschrift. Der Tisch vor ihm war mit Büchern bedeckt, deren modische, in allen Farben glänzende, Umschläge beurkundeten, daß sie zu der neuesten Waare des literarischen Marktes gehörten. Sie lagen ruhig aufgehäuft da, und warteten des Gerichts, das über sie ergehen sollte. Die Geister der Autoren, die diese rothen, gel-

ben und grünen Kleinigkeiten in die Welt gesetzt hatten, spukten um das kritische Schaffot, verwandelt in eine Menge unartiger dickleibiger Fliegen, die fortwährend um den Tisch summten, und sich von den Resten in einer schmutzigen Kaffeetasse und den Ueberbleibseln einer Semmel nährten. Einige dieser Unverschämten hatten die unerhörte Keckheit, sich dem Manne, der sie peinigte, auf die rothgeschwollene Nase zu setzen, um von diesem Throne herab kühne und entschlossene Blicke in die Zeitschrift zu thun. Besonders war eine große grünglänzende Fliege unermüdlich in ihren Angriffen und Neckereien. Der Ton, in dem sie um das Haupt des Feindes summte, hatte etwas krankhaft elegisches und erinnerte an die nie endenden Verse eines verunglückten Lyrikers, der durch alle Bannsprüche der Kritik nicht zum Schweigen zu bringen ist.

Es klopfte jetzt, und auf das „Herein!" des Herrn Potter trat jener bleiche, schüchterne Dichter ins Zimmer, der den Frühling, wie wir gehört haben, besungen hatte.

„Sie kommen etwas spät, Herr Franz," rief Herr Potter, von seinem Blatte etwas in die Höhe blickend. „Es thut mir leid, ich habe mein

Frühstück schon beendet, sonst würde ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten.“

„Bitte!“ entgegnete der junge Mann, mit einem verlegenen abwehrenden Lächeln.

„Sie haben doch gewiß noch nicht gefrühstückt,“ rief der Buchhändler, und sah seinen Gast mit einem halb mitleidigen, halb spöttischen Blick an. „Doch gleich viel“ setzte er hinzu, „ich habe mich darum nicht zu bekümmern. Nehmen Sie Platz, und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Dort, den Stuhl da, wenn ich bitten darf. Der junge Mann brachte einen gebrechlichen Stuhl mit einem zerrissenen Ueberzug aus dem Winkel hervor, und setzte sich an den Tisch.

„Sie haben mir schöne Dinge angerichtet,“ fuhr Herr Potter ihn an, indem er ihm das Blatt hinwarf. „Welch ein Dämon gab Ihnen ein, diese Recension zu schreiben?

„Der pseudonyme Verfasser der Schrift ist der Rath Heimling,“ entgegnete Herr Franz bescheiden.

„Und wenn er der Kaiser von China wäre,“ rief Potter; „ist dies ein Grund ihn zu loben?“

„Nein,“ antwortete der junge Mann mit fester Stimme. „Der einzige Grund, ihn zu loben, ist, daß er wirklich mir lobenswerth erschien.“

„Aber doch wohl nur erschien?“ rief Potter spöttisch. „Mein lieber junger Herr, Ihre Grundsätze gefallen mir nicht ganz. Ich will ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Ihre Ueberzeugung in Ehren, aber mein Urtheil in noch größern Ehren! Sie durften den Mann aus drei Gründen nicht loben, erstens, weil er nicht zu meinem Verlage gehört; zweitens, weil er Artikel in die Zeitschrift meines Gegners schreibt, und drittens, weil er deutsch schreibt.“

„Den dritten Grund begreife ich am allerwenigsten,“ bemerkte Herr Franz.

„Und doch ist er der aller einleuchtendste,“ entgegnete Potter. „Sie treffen mich gerade in der Laune, etwas umständlicher, wie es sonst meine Weise ist, über diese Dinge zu sprechen. Was wollen Sie mit ihrem Deutsch? Mein Lieber, die Deutschen haben nie etwas vermocht, am wenigsten in ihrer Literatur; und nun vollends das Feld der Literatur, in dem unsere Ochsen pflügen.“ — Herr Potter zeigte bei diesen Worten auf die rothen und gelben Bücher vor ihm, und es ergötzte ihn diese Anspiegelung so sehr, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. — „Ja, wenn wir eine Hauptstadt hätten, einen Central-

punkt! aber über diese Dinge ist schon gar zu viel gesprochen worden, ich will Ihnen nur die Summe der einzelnen Erfahrungsposten ziehen. In X erfährt man im Leben nicht, was in Y gedruckt wird, und in Z läßt man sich's nicht träumen, daß in X und Y Bücher erscheinen. Was wollen Sie? Das ist nun einmal so, und wir Buchhändler, die für keine imaginären Zustände arbeiten, müssen uns nach dem umsehen, was wirklich besteht. Ich drucke auch deutsche Bücher, allein ich bezahle sie schlecht, und halte streng auf meine Contrakte mit den Leihbibliotheken. Auch mache ich kein Geheimniß daraus, daß ich Commissionäre besolde, die unter allerlei Vorwänden meine Verlagsartikel in die Vorzimmer der Reichen, wie in die Werkstätten der Handwerker und in die Bierstube der kleinen Gasthöfe tragen. Bei einem Glase Wein läßt man sich schon etwas aufschwatzen, nur während man einen guten Wollhandel schließt, bleibt vielleicht so viel übrig, um ein Werk einer unserer größten Dichter zu kaufen. Man muß die schwachen Stimmungen benutzen, wenn man eine faule Waare an den Mann bringen will, und eine faule Waare bleibt ein deutsches schöngeistiges Buch immer. Machen Sie

einmal eine Reise mit meinem alten Peters; der treibt das Handwerk schon funfzehn Jahr, und nie hat er sein Netz aus dem Wasser gezogen, ohne Goldfische darin zu haben. Ich nenne ihn auch darum meinen Apostel Petrus. Es ist dabei ein komischer Kauz."

„Aber wieder auf die Zeitschrift zu kommen," bemerkte Herr Franz, dem diese jovialen Mittheilungen nicht sehr zu erbauen schienen."

„Nun ja," erwiederte der Buchhändler, „wenden Sie diese Grundsätze auf eine Zeitschrift an, so werden Sie selbst sich das Resultat sagen können. Weil man nun deutsche Bücher nicht mag, so müssen ausländische hergeschafft werden; deshalb Uebersetzungen. Mein Journal hat zur Aufgabe, alles zu loben, was in England und Frankreich Neues erscheint, und alles zu tadeln oder vornehm zu belächeln, was in unserm lieben Deutschland das Licht der Welt erblickt. Unsere Hauptstädte sind London und Paris, unsere nationalen Schriftsteller sind Walter Scott, Byron, Moore, Lamartine, Bulwer, Victor Hugo, Beranger, Georg Sand. Jede Zeile, die diese Herren schreiben, muß, wo möglich, eher in Deutschland gedruckt werden, als in England und Frank-

reich. Dadurch gewinnt unser Journal jenes unbeschreiblich vornehme Ansehen, und weil man sich die Miene geben will, all die Bücher gelesen zu haben, die darin besprochen werden, so reißt man sich um unser Journal."

„So möchte ich denn doch diese niederträchtige Fremdendienerei in den Abgrund der Hölle wünschen!" rief der junge Mann und seine bleichen Wangen färbte plötzlich ein lebhaftes Roth. Der Buchhändler sah es, und lächelte behaglich. „Ganz Recht," rief er, „ganz Recht; wir wollen sie in den Abgrund der Hölle wünschen, aber was gilt die Wette? ehe wir uns umgeblickt haben, ist der gute Deutsche in den Abgrund der Hölle gekrochen und hat seine Lieblingsschwachheit doch wieder hervorgeholt. Er würde tausendmal tiefer noch danach kriechen, denn er kann nun einmal nicht existiren, wenn man ihm nicht das Recht giebt, Andre über sich zu setzen. Darum, mein Guter, keinen deutschen Roman, keine deutsche Novelle wieder gelobt! Wir machen uns lächerlich. Unter der Hand können wir den Leuten diesen oder jenen armen Teufel als ungeheuer amüsant preisen, aber nicht so öffentlich. Wir würden unsere vor-

nehmen Abonnenten mit einem Schlage einbüßen, wenn noch eine Recension der Art erschiene."

„Ich werde mich danach richten," entgegnete der junge Mann. „Aber es demüthtgt, mich und ich thue es wahrlich nicht gerne."

„Die Uebung macht den Meister," entgegnete Herr Potter.

„Kann ich denn aber auch darauf rechnen," fragte der junge Mann mit einer schüchternen Miene, „daß Sie meine Gedichte endlich werden drucken lassen?

„Ich habe sie ja Ihnen schon honorirt?" rief der Buchhändler. „Sie sind mein Eigenthum, und ich werde sie erscheinen lassen, wenn es mir gefällt."

„Aber dann vielleicht zu spät? Das Interesse des Publikums wird verschwunden sein, und der geringe Ruhm entgeht mir, den ich ohne diese Verzögerung vielleicht geerndtet hätte."

„Sehr seltsam!" lachte Herr Potter; „was geht mich Ihr Ruhm an? Ich muß wissen, wo und wann ich meine Waare losschlage. Sie sind hypochonder, mein sehr edler Freund."

„Ich will es nicht leugnen," sagte der junge Dichter im Tone der tiefsten Trauer, „daß ich

mit Hoffnungen meine Laufbahn antrat, die sämmtlich bitter getäuscht worden."

„Nicht wahr, Illusionen?" rief der Buchhändler. „Ja, so treibt es unsere Jugend. Aber das praktische Leben will solide handfeste Kräfte. Aber keine Abhandlung über diese so oft besprochenen Gegenstände. Ich will Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Nehmen Sie diese Bücher, und bemerken Sie wohl, diejenigen, in welche ich Zeichen gelegt habe, müssen gelobt werden, denn ich habe Uebersetzungen davon veranstaltet. Sie können mir immerhin Dank sagen, denn ich habe auf Ihren Charakter, so wie auf Ihr Talent, besonders Rücksicht genommen und Ihnen nichts zugetheilt, was Sie zu züchtigen nöthig hätten. Blummers erhält alle Werke, die mit Peitschenhieben bedient werden sollen, Er versteht es, an einem Buche, oder vielmehr an einem Autor, der mir zuwider ist, kein gutes Haar zu lassen. Ein trefflicher Bursche, der Blummers! ein excellentes Kerlchen! Ich besinne mich eben, daß ich zu ihm gehen muß. Darum Adieu, mein Lieber."

Franz erwiederte den nachlässigen Gruß des Buchhändlers mit einer stummen Verbeugung, und

entfernte sich mit einer Masse Büchern und Zeitschriften unterm Arm. Er erstieg sein Mansardenstübchen und warf die Last auf den Arbeitstisch, indem er einen tiefen schmerzlichen Seufzer ausstieß. Sein Herz war gelähmt, seine Brust beklemmt, seine Seele hatte so alle Schwungkraft verloren, daß er lange Zeit, wie in einer Erstarrung dasaß, und vor sich hin blickte. Dann hob er sein Auge langsam, und ließ es, wie suchend in dem engen Raum umherschweifen.

Die armselige Stube bot nichts dar, was ihrem Bewohner nur irgend zu erheitern im Stande gewesen. Die, wie bei Dachstuben übliche, schräge Wand verengte den ohnedies schon beschränkten Raum noch um die Hälfte. Die schmalen Fenster zeigten nicht die Bläue des Himmels, sondern das schwarze Schieferdach der nahen Kirche. Es gehörte viele Jugend, eine Brust voll Hoffnung und eine Seele voll Dichterträume dazu, um in einem Raume, wie dieser, nicht zu verkümmern. Franz besaß alle diese Eigenschaften, aber an Tagen, wie dieser, nach Gesprächen, wie er sie eben gehalten, verließ ihn sein guter Genius, und dann konnte ihn nur ein Mittel von der bittersten Melancholie retten; dieses Mittel war das

Bild seiner Mutter. Er nahm das kleine Medaillon, das über seinem Schreibtisch hing, auch in diesem Augenblick herab, und indem er es mit Küssen bedeckte, und wiederholt an sein Herz drückte, kehrte die Ruhe der Seele zurück; das Gleichgewicht seiner Nerven stellte sich allmählig wieder her. Er konnte sich wieder in so weit sammeln, daß er eins der mitgebrachten Bücher aufschlug und daraus Excerpte machte.

Unterdessen hatte Herr Potter das Haus verlassen, und befand sich auf dem Wege zu dem Satyriker Blummers. Er hatte sich schon lange vorgenommen, seinem Liebling einmal eine recht tüchtige Strafpredigt zu halten über dessen Nachlässigkeit, und oft beispiellosen Leichtsinn. Herr Nathanael Blummers zog das bedeutendste Honorar, das in den Notizen-Büchern des Herrn Potters als eine Merkwürdigkeit angeführt war, und dennoch war er nur sehr selten in dem Zustande, daß man wirklich Nutzen von ihm ziehen konnte. Er wohnte in einer hübschen Straße, aber das Unglück wollte, daß zwei sehr besuchte Kaffeehäuser den Satyriker in die Mitte nahmen, und wenn Herkules es schon schwierig fand, einer Verführung zu entgehen, wie sollte denn ein

so reizbares und bewegliches Geschöpf, als unser Kritiker war, zweien Verführungen sich entziehen? Er entzog sich ihnen auch nicht. Es gehörte eine ganz besondere Konstellation der Gestirne dazu, um ihn einmal zu Hause zu finden, und Herr Potter traf diesen günstigen Zeitpunkt nicht.

„Wo ist der Doctor?“ fragte der Buchhändler einen einäugigen Diener, der auf den Zug der Klingel zögernd erschien.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete dieses wenig bezaubernde Wesen.

„Er kennt mich doch?“ fragte Herr Potter barsch. „Ich bin kein Gläubiger. Vor mir braucht sich Sein Herr nicht verläugnen zu lassen. Ich komme nicht, um Geld zu holen, sondern ich bringe welches.“

Das geschlossene Auge des unglücklichen Dienenden zuckte bei diesen letzten Worten so freudig, als wollte es sich wieder zum Leben öffnen. Gleich darauf aber lag es wieder unbeweglich in seiner Höhle, und das andere Auge sah mit einem betrübten Blicke zu Boden. „Es wird meinem Herrn wahrlich sehr leid sein, Sie gerade jetzt zu verfehlen, Herr Potter, aber er ist eben nicht

zu Hause. Sie können ja in die Stube treten und selbst nachsehen.“

„Und wann wollte er denn wiederkommen?“ fragte der Buchhändler, der dieses Anerbieten abwies.

„Das weiß ich ebenfalls nicht,“ erwiederte der Einäugige. „Er ist gegangen, eine Tasse Kaffee zu trinken, aber ich habs erlebt, daß er an einer Tasse fünf Stunden trinkt. Ich will in beide Kaffehäuser laufen, und sehen, ob er nicht da ist. Er wird untröstlich sein, Sie verfehlt zu haben.“

Herr Potter warf einen Blick auf die zerlumpte Gestalt, die vor ihm stand, zog dann seine Uhr hervor, und sagte in einem befehlenden Tone: „Jetzt hat es eilf geschlagen; um zwölf bin ich zu Mittag gebeten; bis dahin mache ich einen Spaziergang, um ein Uhr werde ich wieder hier sein. Sage Er Seinem Herrn, daß er dann zu Hause sein möge. Ich steige nicht gerne zwanzig Stufen an einem Tage zweimal.“

Der Einäugige nahm dieses Geständniß mit einer tiefen Verbeugung auf, und geleitete den einflußreichen Herrn bis zur Hausthür hinab.

Dann schlüpfte er wieder schnell hinauf, und schloß vorsichtig hinter sich ab.

Die Scene, zu der wir jetzt den Leser führen wollen, ist eine der betrübendsten, auf dem weiten Felde der Erscheinungen im literarischen Verkehr; sie schildert jene entwürdigende Art von Sklaverei, die, indem sie die zarteste, lieblichste aber auch freiheitathmendste Kraft des Geistes trifft, einen so herzzerreißenden Eindruck auf das Gemüth des Beobachters macht. Der Negerhandel an der Küste von Malabar hat keine Fessel aufzuweisen, die härter drückte, als gewisse im Geheimen verübte Grausamkeiten, die unsere so gepriesene Civilisation sich ungestraft erlaubt. Die Seele des Menschenfreundes blutet, jeder Nerv erbebt, das Mitleid ergießt sich in Strömen von Thränen, aber umsonst ist jedes Bestreben zu helfen. Das kalte, eiserne Getriebe der Industrie ist so künstlich zusammengefügt, und arbeitet mit einer so stürmischen Thätigkeit, daß die kühnste Menschenliebe zurückbebt, sich dieser Höllenmaschine zu nahen, um ihr ihre Opfer zu entreißen.

Nachdem Herr Potter einen kleinen schwitzenden Gang über einen mit verkrüppelten und ver-

dorrten Bäumchen besetzten Platz gemacht, und damit die lästige Pflicht des vom Arzt ihm vorgeschriebenen Spaziergangs beseitigt hatte, bog er in eine kleine dunkle und kühle Gasse ein, in der es erst jetzt Tag zu werden anfing, nachdem die Uhren der Hauptstadt schon Mittag verkündet hatten. Vor dem unscheinbarsten Hause dieser unscheinbaren Straße blieb der Wanderer stehen, und setzte einen altmodigen Messingklopfer in eine so rüstige Bewegung, daß die morsche Hausthür dabei einen Theil ihrer Schnörkelverzierungen verlor, die sie bis über ein halbes Jahrhundert bewahrt hatte.

„Man hört doch gleich, daß ein reicher Mann an der Thür klopft," sagte die Magd, mit einem verschämten Lächeln, indem sie zugleich mit einem geschickten Sprung die Holzfragmente bei Seite schob. „Wollen Sie nur gefälligst hinaufgehen, Herr Potter; oben sitzt die Familie und wartet schon Ihrer. Wir haben uns heute recht angestrengt, ein Gericht Krebse wird auf den Tisch kommen, das auf der Tafel eines reichen Mannes sogar Aufsehen erregen müßte. Ja, Herr Potter, sogar auf Ihrer Tafel könnte es ohne Schande erscheinen. Wir haben eine Sauce dazu erfunden, die ein Wunder von Wohlge-

schmack ist; freilich etwas theuer! So wie auch die Krebse in dieser Jahreszeit noch unverschämt viel Geld kosten. Aber was thut's, sind doch Krebse unsers Herrn Potters Leibgericht.

Der Buchhändler beachtete diese schmeichelnden Reden sehr wenig. Er schritt durch einen kleinen Vorsaal, warf einen flüchtigen Blick auf einen Blumenflor, der sorgsam geordnet am Fenster stand, und trat dann in das Zimmer, wo die Familie sich um ihn drängte, ihn zu bewillkommnen. Eine bleiche Frau, mit Spuren ehemaliger Schönheit im Gesichte, machte Entschuldigungen, daß sie sich getraut habe, Herrn Potter einzuladen, da sie ihm doch nichts Besonders vorsetzen könne.

Während der Gast hierauf etwas Artiges erwiderte, ordneten die drei ältesten Mädchen den Tisch vollends, und die vierte beschwichtigte drei Knaben, die im Nebenzimmer zurückgehalten wurden, weil man wußte, daß Herr Potter die kleinen Kinder nicht liebte. Jetzt trat das Haupt dieser kleinen Gemeinschaft herein Herr Waller, ein Mann stark in den Vierzigen, mit einer Physiognomie, die anziehend hätte genannt werden können, wenn nicht die Spuren einer tiefgehenden Kränklichkeit sich zu deutlich in ihr gezeigt hätten.

Man setzte sich zu Tisch. Der Buchhändler erhielt den Ehrenplatz, zwischen der Frau vom Hause und deren Verwandte, einer Putzmacherin, die noch ziemlich jung und ziemlich hübsch war. Herr Waller saß am untern Ende der Tafel, von seinen drei Töchtern umgeben. Er aß wenig, seine Miene war zerstreut, und er erwachte gleichsam immer wie aus einem Schlummer, wenn er bemerkte, daß der kummervolle Blick seiner Frau auf ihn ruhe. Dann that er große Anstrengungen seinen Gast zu unterhalten, der es ihm nicht dankte, und geflissentlich seine ganze Aufmerksamkeit der Putzmacherin zuwandte, mit der er ein lebhaftes Gespräch unterhielt. Dieses Betragen kränkte Madame Waller, sie sah abwechselnd ihren Mann und ihre Töchter an, und suchte immer wieder den Buchhändler von der Putzmacherin abzubringen, ohne daß es ihr gelang. Die Scherze Herrn Potters nahmen ein Gepräge an, daß die arme Mutter sich genöthigt sah, unter irgend einem Vorwande ihre drei Töchter zu entfernen. Die Putzmacherin nahm diese Gelegenheit wahr, eine kleine Stichelei auf die allzustrengen Grundsätze ihrer Cousine zu machen.

„Wie?“ rief Herr Potter, indem er sich ver-

wundert umblickte, „bin ich etwa der Grund, daß die jungen Damen sich entfernt haben?“

„Ja Sie,“ entgegnete die Putzmacherin, indem sie einen schalkhaften kleinen Schlag auf die Schulter ihres Nachbars führte; „Sie allein. Warum unterhalten Sie uns auch so vortrefflich, Sie scharmanter Mann“!

„Ich bitte sehr um Entschuldigung,“ Madame, sagte der Buchhändler zu Frau Waller in einem spottenden Tone. „Sie müssen meiner Erziehung etwas zu Gute halten. Ich habe keine adeligen Gesellschaften frequentirt, und weiß daher auch nicht, wie viel man einer jungen Dame bieten darf.“

Frau Waller erröthete bei diesen Worten lebhaft. Ihr erster Blick fiel auf ihren Mann, um zu wissen, wie er diesen beleidigenden Ton aufnähme; aber zum Glück war dieser wieder in eine tiefe Zerstreuung versunken.

„Herr Waller,“ rief der Buchhändler jetzt laut. „Ich bitte Sie, lassen Sie Ihre Töchter wieder hereinkommen. Ja, ja, ich bitte Sie.“

„Und weshalb sind sie denn fortgegangen?“ fragte der aus seinen Träumen Erwachende, und sah seine Frau an. „Laß sie wieder herein kommen.“

„Nein, sie bleiben fort,“ entgegnete die blasse

Frau, in einem sehr sanften aber auch sehr bestimmten Tone.

„So will ich Ihnen sagen, mein Lieber, warum man sie fortgeschickt hat,“ rief Herr Potter, indem er einen großen Krebs zerlegte. „Ich habe Mademoiselle gebeten, mir die Manschetten aufzustreifen, und wahrscheinlich hat unsere liebenswürdige Wirthin diese Dienstleistung unter der Würde einer Dame gefunden.“

„Sie scherzen, Her Potter,“ sagte Frau Waller.

„Laß die Mädchen wieder hereinkommen,“ rief Herr Waller mit einer düstern Miene.

Die drei verscheuchten junfräulichen Gestalten nahmen ihre Plätze wieder ein; aber von diesem Augenblick an war aus Herrn Potter kein Wort mehr herauszukriegen. Er saß stumm da, aß ungeheuer viel, trank noch mehr, und that völlig, als wenn er in seinem Zimmer ganz allein wäre. Das gezwungene Gespräch der übrigen Tischgenossen erlahmte auch bald, und das Ende der Tafel wurde mit einer Stille gefeiert, als wenn eine Gesellschaft Trapisten sich zusammengefunden hätte.

Nachdem Herr Potter seine Tasse Kaffe in einem Winkel ausgeschlürft hatte, wollte er sich

entfernen, wurde aber von dem Herrn des Hauses aufgehalten, der ihn bat, auf einen Augenblick in sein Zimmer zu kommen. Sie stiegen eine Treppe höher, und diese Anstrengung nach dem Essen brachte den dicken Mann in die übelste Laune. Aber er hatte die Gewohnheit, je grimmiger er gestimmt war, eine desto gleißendere Miene oder Grimasse zu zeigen. Der arme Waller ließ sich durch dieses rothe, schwitzende, und in dem süßesten Lächeln schwimmende Gesicht täuschen, und hub seine Rede mit einem herzlichen Händedruck an. „Mein theuer Herr und Freund," rief er, „ich habe auf diese Stunde große Hoffnungen gesetzt. Sie sehen einen Unglücklichen, einen Verzweifelnden vor sich, und Sie, Sie allein, können mich retten."

„Ei sehr gerne. Womit kann ich dienen?" entgegnete der Buchhändler, indem er ein Polster sich in den Rücken schob, um während der Rede seines Wirthes gemüthlicher die Krebse zu verdauen.

„Sie kennen meine Verhältnisse, fuhr Waller fort; es ist Ihnen bekannt, wie ich einst Reichthümer besaß, und wie man mir mit einer glänzenden Laufbahn schmeichelte. Damals fand Je-

dermann, daß ich außerordentliche Talente besäße, es wurde mir immer wieder ins Ohr geschrieen, daß ich ein Genie sei. Erbärmliche Welt! Alle die Leute, die mich der höchsten Stellen würdig hielten, wandten mir den Rücken, als der Glanz des Reichthums von mir wich. Jene Schmeichler, die mich ein Genie nannten, fanden, als ich nun wirklich Dienste suchte, daß ich kaum die Fähigkeit eines Schreibers hätte. Wo wäre ich geblieben, wenn ich nicht selbst in mir eine Kraft entwickelt hätte, die zwar weit hinter jenen glänzenden Schmeichelbildern zurückblieb, die aber doch fähig war, mich aufrecht zu erhalten, da alles mich verließ. Ich spielte meinen ersten Roman unter dem Jubel der frivolsten Freude, und ich schrieb den ersten unter den Thränen des bittersten Kummers. Mein Geschick war entschieden, ich wurde Schriftsteller. Ich will nichts darüber sagen, ob und wie sehr es Unrecht ist, die Poesie lediglich als Erwerb zu nützen, was hülfe diese Betrachtung hier, und in dieser Stunde? Sie wissen, daß, als ich mich hier niederließ, Sie mir ehrenvolle Anträge machten; später zogen Sie die jammervolle Kette meiner Sklaverei immer enger, und o Himmel! jetzt schmachte ich in dem

martervollsten Gefängniß, das es nur auf Erden geben kann."

Bei diesen Worten sank Waller erschöpft auf den Stuhl, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Potter, der in einen leichten Schlummer gefallen war, erwachte bei dieser Pause und fragte „ob man Herrrn Waller mit dem Gefängniß gedroht habe."

„Nein," entgegnete der unglückliche Dichter, „ich sehe, Sie wollen mich nicht verstehen."

„Was ist denn da zu verstehen?" rief der Buchhändler etwas ungeduldig. „Wovon wollen Sie mir eigentlich sprechen?

„Von meinem Elend, an dem Sie Schuld sind," rief der bleiche Mann plötzlich in einem fürchterlichen Tone.

„Ich?" fragte Herr Potter, und steckte schnell seine goldene Dose in die Tasche, als fürchte er, sein aufgeregter Gegner möchte sich daran vergreifen.

„Ich kann nicht so schreiben, ich kann nicht so dichten!" rief dieser. „Ich kann es nicht! Sie müssen Ihren abscheulichen Contrakt lösen! —

Herr Potter griff, ohne ein Wort zu sagen, nach seinem Hute. Waller faßte ihn am Arm.

„Was wollen Sie?“ fragte der Buchhändler mit dem grinsenden Lächeln, das während dieser ganzen Scene nicht von seinen Lippen kam. „Sie sagten unten, Sie hätten mir etwas mitzutheilen.

„Nun ist denn das nichts?“ fragte Waller. „Hab ich Sie nicht eben gebeten, meine Sklavenkette zu lösen?“

„Ihre Sklavenkette? Lieber Herr Waller, wir sind nicht auf dem Markte zu Tunis. Ich sehe hier keine Sklavenketten.“

„Aber ich sehe sie,“ rief der Geängstete. „Ich höre das Gerassel ewig vor meinem Ohr. Haben Sie Erbarmen mit mir. Sie haben das stille Leid unten gesehen? Die kummergebleichte Frau, die in der gräßlichsten Noth aufwachsenden Kleinen. Ihre Blicke rufen mich um Brod an, ihre Lumpen wollen zusammengehalten sein. Ich soll ernähren und kleiden! Und, o Gott, wodurch? Durch den Dienst der Muse. Diese freie göttliche Tochter des Himmels, sie zwing ich wie eine Küchenmagd zu arbeiten. Fühlen Sie denn nicht, Mann, welch ein Entsetzen hierin liegt? Sagt Ihnen Ihre gesunde Vernunft nicht, daß ich wahnsinnig werden muß, wenn es so fort geht?

„Meine gesunde Vernunft sagt mir,“ rief Herr

Potter lächelnd, „daß Sie Ihren Contrakt halten müssen.“

„Sie sind ein Unmensch!“ rief Waller zitternd. „Für elende fünf hundert Thaler morden Sie einen Menschen.“

„Halte ich Sie denn?“ fragte der Buchhändler. „Wenn Sie Ihr Pensum abgearbeitet haben, so lassen Sie uns meinethalben auseinander gehen. Ich werde immer Jemanden in Ihre Stelle finden.“

„Wozu bin ich noch nütze?“ jammerte der Unglückliche. „Was kann ich leisten mit einem verödeten Körper, einer zu Grunde gerichteten Seele? Zu welchem Geschäfte wäre ich noch tauglich?“

„Gut, so schreiben Sie Ihre Romane. Ich bin billig, ich fordere nicht mehr, wie drei Romane, jeden zu drei Bänden, für das Jahr. Dafür erhalten Sie fünfhundert Thaler. Kann man splendider bezahlen?“

„Legen Sie wenigstens nur noch drei hundert Thaler zu.“

„Sind Sie von Sinnen?“ rief Herr Potter. Für dieses Geld könnte ich eine ganze Bibliothek Romane und Novellen mir bestellen.

„Nun, so bitte ich Sie um einen Vorschuß von hundert Thalern," rief Waller und biß die Lippen zusammen. „Ich muß meinen Kindern Kleider kaufen."

„Aha!" rief Potter, „diesen wohlerzogenen sittsamen Fräuleins? Ja freilich, wenn man so großen Werth auf die Schaamhaftigkeit legt, so wird das Nothwendigste wohl sein, daß man der Tugend Kleider kauft."

„Ich verstehe nicht, was Sie da sagen," entgegnete Waller, und hielt sich krampfhaft an der Stuhllehne fest.

„Sie bekennen, daß Sie nicht auskommen," fuhr Herr Potter fort; „obgleich es zum Lachen ist, wenn man erfährt, daß Sie fünf hundert Thaler jährlich haben, eine Summe, mit der sich's wie ein Krösus leben läßt. Aber freilich, dann müssen Sie auch keine Mittagsessen geben. Warum haben Sie mich zum Beispiel heute gezwungen hier zu essen?"

„Weil ich Sie für meine Pläne günstig stimmen wollte," erwiederte Waller.

„Günstig?" lachte der Buchhändler. „Stimmt man Jemanden günstig, wenn man ihm eine Flasche verdorbenen Wein versetzt?"

„Es war der beste, den meine geringen Mittel mir zu kaufen erlaubten."

„Wozu die Krebse? wozu die Blumen im Vorsaal? Wozu diese seidene Weste, die Sie da am Leibe haben?

„Herr Potter!" rief der unglückliche Mann stammelnd.

„Nun ja, ich sage nur. Wahrlich, ich kann ja auch irren. Sie können ja alle diese Dinge auch geschenkt bekommen haben. Ein Mann, der Familie hat und klagt, nicht auskommen zu können, kauft keine Blumen und Krebse, trägt keine seidene Westen."

„Strecken Sie mir hundert Thaler vor, und es ist alles gut!" rief Walter.

„Keinen Groschen," entgegnete der corpulente Mann, indem er einen Schritt zurückwich. „Halten Sie mich für ein Kind, sind Sie selbst eins? Wissen Sie nicht, was ein Contrakt ist? Ich erwarte die Bogen Manuscript, die noch fehlen, morgen mit dem früheſten. Haben Sie gehört, ich erwarte sie."

„Ich kann in dieser Stimmung nicht schreiben."

„Sie müssen," entgegnete Herr Potter und nahm eine starke Prise.

„Ich kann nicht,“ wiederholte Waller.

„So werde ich mir Hülfe verschaffen gegen einen Leichtsinnigen, einen Betrüger, der mich um das Meinige bringen will,“ rief Herr Potter, kirschroth im Gesicht.

„Und ich werde mir Hülfe verschaffen gegen Sie, Mann der Unehre!“ entgegnete Waller, „der sich nicht erblödet, Zinses Zins zu nehmen vom Gute der Armuth, der einen Pfennig hinwirft, um das Dreifache wieder zu gewinnen, der mit dem edelsten Schatz den niederträchtigsten Wucher treibt, und der seine Werke krönt, indem er sich mit kaltem Muthe an den Qualen seines Opfers ergötzt.“

Herr Potter fand, daß diese Unterhaltung sehr wenig geeignet war, um gut zu verdauen, er machte daher eine schnelle Bewegung zur Thür, als er Madame Waller ansichtig ward, die herbeitrat, um den Streit der beiden Männer, wo möglich, auszugleichen. Sie klagte sich an als die erste Ursache desselben, indem sie gleich anfangs Herrn Potter gereizt hatte, als dieser mit der Putzmacherin scherzte. Die Erscheinung der Frau brachte den Buchhändler vollends um die Geduld. Er fürchtetete eine sogenannte rührende

Scene, und faßte daher den heroischen Entschluß, aus diesem Zimmer zu entkommen, es koste, was es wolle. Er schob daher die Frau bei Seite, klemmte sich, mit der Anstrengung eines dem Kerker Entrinnenden, durch die halbgeöffnete Thür, und schöpfte erst wieder Athem, als er den Absatz der Treppe erreicht hatte.

Aber die Trostlosen, die zurück blieben, machten auch keine Anstalten, ihn zu halten. Kaum hatte Frau Waller den beklagenswerthen Zustand ihres Mannes bemerkt, als sie auch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwendete, ihn zu trösten und zu beruhigen. Eine Weile war dieses vergeblich. Die Nachwirkung des verzweifelten Zwiegesprächs zeigte sich in den Mienen des armen Autors als eine hinbrütende Erstarrung. Seine Blicke waren mit der Kraft des Wahnsinns unbeweglich auf einen Punkt geheftet. Weder die zärtliche, schmeichelnde Berührung der Frau, noch die Thräne, die aus ihrem Auge auf seine Wange fiel, schien er zu fühlen. Endlich schienen ruhigere Geister über seine Seele die Oberhand zu gewinnen. Er bat die Frau sich zu entfernen, indem er einen Brief an den Buchhändler aufsetzen wolle.

„Thue das," entgegnete Frau Waller. „Suche ihn wieder zu beruhigen. Er ist und bleibt doch unsere einzige Hoffnung." Mit diesen Worten ging sie eben so leise fort, wie sie gekommen war; ein wohlthätiger Engel, der trauernd beklagt, daß er nicht allmächtig ist, und daß es ihm vergönnt ward, die Quellen der Thränen auf ewig versiegen zu machen.

Kaum war sie fort, als Waller die Thür hinter sie abschloß. Vier Stunden hindurch ließ er Niemanden vor sich. Als es dunkel geworden, öffnete er leise, und schlich auf den Zehen die Treppe hinab. Einen Augenblick blieb er horchend an der Thür des kleinen Familienzimmers stehen. Es war stille darin, die kleinen Kinder schliefen, die drei erwachsenen Mädchen arbeiteten bei einem Stümpfchen Licht, die Mutter saß in einem Stuhl am Fenster. Waller ließ den kleinen Vorhang, durch den er hineingeblickt, wieder sinken. Der Sand knisterte zu seinen Füßen, als er sich auf's Knie niederließ, die Hände zusammenlegte und betete. Thränen entstürzten seinem Auge, wie er die Hausthür hinter sich schloß, die er nicht wieder zu öffnen hoffen durfte.

Als er das Ende der kleinen Gasse erreicht, in der es schon völlig Nacht war, sah er die alte Magd im Schimmer einer entfernten Laterne an sich vorbei eilen. Sie blieb stehen, ungewiß, ob sie den Herrn erkannt habe, dann murmelte sie etwas vor sich hin und setzte eilig ihren Gang fort. Waller durchschritt die noch belebten Marktplätze mit wankendem Schritte. Wie im Traume hörte er, daß Jemand ihn grüßte, wenige Sekunden darauf war wieder alles Nacht um ihn. Er näherte sich der großen Brücke, die die Neustadt mit der alten verband. Um diese Stunde war der Verkehr nicht mehr sehr groß, heute jedoch, weil in einem Garten jenseits ein Fest war, rollten Kutschen über die Brücke, und eine Menge Fußgänger folgten diesen Wagen. Man hörte den Schall des Posthorns, und den derben Peitschenschlag des Frachtfuhrmanns. Alle diese Dinge, so laut sie sich machten, übertönten im Ohre unsers nächtlichen Wanderers doch nicht das leise Murmeln des Wassers unter der Brücke. So hört man die Stimme dessen, den man sucht, selbst unter dem lebhaftesten Gedränge und Lärm. Dieses stille Rauschen, Murmeln und Klingen hatte immer mehr Verführerisches für ihn, und

zuletzt blieb er an einer Ausbucht des Geländers stehen, um, vorgebeugt, noch mit Bequemlichkeit dem Klange zu lauschen.

Unten fuhr ein Fischerkahn durch den Bogen der Brücke, er wollte diesen erst vorbeigleiten lassen. Der Zeitpunkt, wo der Kahn unter der Wölbung verschwand, sollte ihm ein Zeichen sein. Es ging stromaufwärts, und der Kahn hatte Mühe vorwärts zu kommen, indessen berührte er jetzt schon mit seiner Spitze den Bogen. Das Auge des Unglücklichen maß jeden Zoll, den er vorwärts rückte, er hätte die Personen, die darinnen saßen, anrufen mögen, etwas zu verweilen; er hätte ihnen bemerkbar machen mögen, daß ein Menschenleben von ihren Ruderschlägen abhing, aber vergebens, der Kahn verschwand immer mehr unter dem Bogen, und jetzt war nur noch ein Drittel desselben sichtbar. Waller warf einen Blick auf die Brücke, sie war leer. Der Zeitpunkt war günstig, er schwang sich mit einem Beine über's Geländer. Der Kahn zeigte nur noch die äußerste Spitze, und in diesem Augenblicke war auch das andere Bein über's Geländer. Ein Wagen kam angerasselt, Stimmen von Spaziergängern wurden hörbar, diese durften

nicht erwartet werden. Der Kahn war verschwunden — jetzt! — Und den Unglücklichen erfaßte eine kräftige Faust. Er sah sich zitternd um, und ein unbekannter Mann stand neben ihm. Das Geländer trennte Beide. „Steigen Sie herüber!" rief der Fremde mit einer befehlenden Stimme, und der Unglückliche gehorchte.

Eine lange Pause verging; Retter und Geretteter standen sich gegenüber. Die Nacht war finster, und Waller nicht im Stande, seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu richten. Ihm schwindelte, und er war nahe davor ohnmächtig niederzusinken. Er fühlte sich unterm Arm genommen und zu der nächsten Laterne geschleppt. Hier war eine steinerne Bank, und der Fremde zog Wallern auf diese nieder.

„Sie wollten sich das Leben nehmen?" rief jener mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte.

„Ich wollte —" stammelte Waller, und bedeckte sich das Gesicht.

„Unglücklicher, was hat Sie zu diesen Entschluß bewogen?"

„Unabwendbares Elend!"

„Kein Elend ist so groß, das Hoffnung nicht mildert," rief der Fremde. Es ist jetzt nicht Zeit über diese Dinge zu sprechen, zeigen Sie mir Ihre Wohnung an, ich werde Sie hinführen."

„Was soll ich da?"

„Armer Mann! so erwartet Niemand Sie zu Hause?"

„Wohl, ein Weib und sieben unversorgte Kinder," stöhnte Waller, und klammerte sich an die Steinbank an.

„Ich bringe Sie den Ihrigen wieder!" rief der Fremde mit dem Ausdruck freudigen Entzückens. „Kommen Sie, dort steht mein Wagen."

„Können Sie mit mir das Glück bringen, das uns flieht?" entgegnete Waller, und warf einen scheuen Seitenblick auf seinen Retter.

„Kein Wort weiter!" entgegnete dieser. „Erst fort von diesem unglücklichen Platz." Er trug den Unglücklichen mehr, als daß er ihn leitete, zum Wagen, der einige Schritte weiter am Eingang der Brücke, hielt. Waller war wieder in seine Geistesabwesenheit versunken, und erwachte nicht früher, als bis der Wagen vor einem prächtigen Hause in einer breiten Straße hielt. Erst jetzt besann er sich auf alle Umstände dieses trau-

rigen Abends, und warf einen Blick voll Entsetzen und Schaam auf seine Umgebung. Er sah neben sich einen jungen Mann sitzen, der ihn mit sorgenvollen Blicken betrachtete. Mehre Diener erschienen, der Schlag des Wagens wurde geöffnet, die Hausthür erleuchtet. „Steigen Sie aus!“ rief der Unbekannte, und Waller gehorchte. Er erstieg eine Treppe, und sah sich erstaunt in einer ihm fremden Wohnung. „Ich bitte Sie,“ rief er mit flehend erhobenen Händen dem Unbekannten zu, „führen Sie mich in mein Haus. Vollenden Sie Ihre Wohlthat, geben sie mich den Meinigen wieder, von denen ich mich auf ewig zu trennen beabsichtigte.“

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht wen—

„Wen Sie vor sich haben?“ ergänzte Waller. Er nannte seinen Namen, und die Stadtgegend, in der er wohnte. „Aber ich ersuche Sie,“ fügte er hinzu, den Wagen vor dem Eingange der Straße halten zu lassen. Niemand hat noch in der engen Gasse, in der ich wohne, einen Wagen fahren hören. Mein armes Weib würde erschrekken, und das möchte ich nicht.“

Der Fremde und Waller stiegen wieder ein, und so wie der Letztere es gewünscht, hielt die

Kutsche in einiger Entfernung vor dem Eingang des Winkelgäßchens. Der Fremde unterstützte Waller, und führte ihn bis dicht vor die Thüre seiner Wohnung. Dort wollte er scheiden. „Nein!“ rief Waller, und hielt ihn zurück. „Diese Nacht ist entscheidend in meinem Leben! Ich lasse meinen Lebensretter nicht fort. Der entsetzlichste Undank wäre es, hier von ihm zu scheiden. Kommen Sie, hören Sie den Dank meiner Frau, den Dank meiner Kinder.“

Nur mit Widerstreben folgte der junge Mann dieser Einladung. Die kleine Familie war noch wach, und voll Besorgniß für ihren Beschützer und Ernährer. Als sie ihn bleich und zitternd eintreten sah, an der Seite eines fremden Mannes, wich sie scheu zurück. „Hier! —“ rief Waller, „hier, dieser Mann! —“ Er beendete seine Rede nicht. Das Bewußtsein der That, die er hatte ausführen wollen, das vorahnende Entsetzen, das auf dem Antlitz der Frau sichtbar wurde, dazu die folternden Anstrengungen dieses Abends, raubten dem Armen plötzlich das Licht des Bewußtseins. Er machte eine krampfhafte Bewegung, und sank ohnmächtig in die Arme des Fremden.

„Mein Himmel! was ist geschehen?“ rief Frau Waller, mit einem Schrei des Entsetzens.

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der Unbekannte. „Eine Stunde Schlaf wird die geschwundenen Kräfte ersetzen. „Ich traf Ihren Mann im Gedränge, und es glückte mir, ihn der rohen Mißhandlung eines Trunkenboldes zu entreißen.“

Frau Waller sah den Fremden mit einem Blick an, in dem sich auf die rührendste Weise Dankbarkeit für die geleistete Hülfe, und Zweifel an der Wahrheit von der Art der Gefahr aussprachen. Sie eilte an das Bett des Mannes, und als sie sich wieder zum Fremden wenden wollte, war dieser verschwunden.

6.

Während jene eben beschriebenen Vorfälle sich ereigneten, traf Herr Potter etwas später beim Satyriker ein, als er sich's vorgenommen hatte. Herr Nathanael Blummers saß am Schreibtisch, und nahm die Miene an, so zerstreut zu sein, daß er den Eintretenden gar nicht bemerkte. Der Buchhändler setzte sich auf einen Stuhl, und öffnete geräuschlos seine Tabatiere.

Dieses war ein Zeichen seiner unbedingten Hochachtung für die Talente des Witzbold's, denn hätte Blummers das verächtliche Fach der Liebesgeschichten bearbeitet, so wäre er keiner Rücksicht werth gewesen; aber Herr Blummers züchtigte, strafte, kitzelte, peitschte, legte seine Leute in Lauge, beizte sie, tödtete sie, und belebte sie wieder, und diese Eigenschaften waren in Potters Augen von einer so grenzenlosen Wichtigkeit, daß er nicht zu athmen wagte, während die Feder des kleinen Kritikers sich auf dem Papier bewegte.

„Ah, Herr Potter!" rief endlich Blummers.

„Nichts, nichts," entgegnete der Buchhändler. „Ich bin nicht da. Beendigen Sie erst Ihren Artikel. Wird er hübsch beißend?"

„Ich sage Ihnen, ein Zerberus," entgegnete Blummers. „Er beißt mit drei Köpfen zugleich, und dann schlägt er noch mit dem Schweife Sand in die Augen."

„Vortrefflich!" lachte der Buchhändler. „Sie sind mein Goldsöhnchen. Schreiben Sie nur, schreiben Sie nur. Ich sitze still wie ein Mäuschen."

„Der Artikel ist fertig," rief Blummer, und warf ein mit unleserlichen Hieroglyphen bekritzel-

tes Blatt auf den Tisch. „Aber ich muß Ihnen gestehen, diese ewigen anstrengenden Arbeiten bringen mich entsetzlich herunter. Ich mache bei den Damen kein Glück mehr — wahrhaftig, ich entdecke, daß sie mich jetzt ungestraft sehen können.“

„So lange Sie noch Ihr schwarzes Bärtchen haben,“ bemerkte der Buchhändler, „verzweifle ich nicht an Ihrem Glücke.“

Nichts konnte den Satyriker mehr ärgern, als eine Anspielung auf seinen jüdischen Henri quatre. In der That war dieser von einer Art, daß er seine Abstammung nicht verleugnete. Herr Blummers hätte einen Theil seines satyrischen Talents, wo nicht das Ganze, dafür hingegeben, um einen blonden Henri quatre zu haben; aber leider gab es keine Wohlgerüche Arabiens, die diesen kleinen schwarzen Bart weiß wuschen.

„Vortrefflich!“ rief Potter, indem er den Artikel entzifferte. „Diese Auspeitschung ist wieder einmal ganz nach meinem Geschmack.“

Es war in diesem neuesten Meisterstücke Blummers von einem Schriftsteller die Rede, der sich Potters Feindschaft zugezogen, indem er ohne Scheu gewisse Umtriebe aufgedeckt hatte, die die käuflichen Literatur-Blatt-Läuse im Dienste Pot-

ters sich im Geheimen erlaubt hatten. Dieser kühne Schriftsteller gab bald darauf ein Werk heraus, das von der Nation anerkannt wurde, und das die tiefsten Wahrheiten in der überzeugendsten und glänzendsten Sprache, der Welt vorlegte. Dieses Werk herabzureißen, war schwierig. Ein Mann, nicht von Ehre und Gewissen, sondern nur von gewöhnlicher Klugheit, wenn er auch der erbittertste Feind des Autors gewesen, hätte fürchten müssen, seinen eigenen Ruf durchaus zu vernichten, wenn er gegen das Werk auftrat; nur eines jener Zwittergeschöpfe, die im Zwielicht der Intelligenz herumschwirren, deren wendenden Flug das Auge nicht verfolgen kann, die durch immerwährende Kreuz- und Querflüge jede Beobachtung zu Schanden machen; jene Moluskên der Kritik, deren Körper ein literarischer Schleim ist, nur fähig, einen Gegenstand zu beschmutzen, aber nicht kräftig genug, ihn fest zu halten, nur einem solchen Geschöpfe war es möglich, die ausgesprochenen Wahrheiten auf eine kurze Zeit verdächtig zu machen. Herr Blummers wählte dazu den Weg der Persönlichkeit. Er erkundigte sich, ehe er an die Kritik ging, ob jener berühmte Mann nicht unbezahlte Rech-

nungen habe, er fragte nach der Summe seiner Schulden, er ließ sich die Zänkereien erzählen, die der Mann mit seiner Frau oder seiner Köchin gehabt, er untersuchte das frühere Leben dieser Köchin, und ergötzte sich an einigen Undeutlichkeiten in der Genealogie der Familie derselben, und legte in einem scandalösen Fingerzeige diese Undeutlichkeiten dem berühmten Manne zur Last. Alle diese Notizen sammelte er an den Orten, wo Musäus gesteht, den Stoff zu seinen Mährchen gefunden zu haben, mit dem Unterschied, daß Herr Blummers daraus Kritik machte, woraus man funfzig Jahr zurück Mährchen machte.

„Ich muß Sie aber bitten," rief der Satyriker, „diesen Artikel mir extra zu honoriren, denn er hat mich extra Mühe gekostet.

„Da haben Sie's," entgegnete Potter, indem er aus seiner Westentasche zwei Louisd'or hervorbrachte, und auf den Tisch legte. „Sie sind ein theures Vergnügen, mein Guter. Ich weiß, daß mein Vater zu seiner Zeit für ein ganzes Buch Rabnerscher Satyren nicht so viel gab, als ich für ein Blatt der Ihrigen.

„Dafür war Rabener auch ein Pinsel," bemerkte Herr Blummers, indem er vor den Spie-

gel den unglücklichen Bart glättete. „Er hatte nicht den Muth, einer Mücke die Flügel auszureißen. Seine ganze Persiflage beschränkt sich auf die Sitte, einen kleinen stinkenden Mops auf dem Schoos zu halten. Und was gab es in seiner Zeit für Narren! Zu Hunderttausenden wuchsen sie um ihn herum; aber weil diese Narren Hofuniformen trugen, wagte er es nicht, sie anzugreifen. Der arme Schelm, die Freiheit der Presse war noch nicht erfunden; man muß ihn entschuldigen."

„Ich habe einen neuen Auftrag für Sie," bemerkte Potter, den diese literarische Abschweifung sehr gleichgültig ließ.

„Was ists denn wieder?" fragte Blummers gereizt.

„Sie wissen," fuhr der Buchhändler fort, „oder vielleicht wissen Sie es auch nicht, daß Düborn das Journal des guten ehrlichen Nehrmann redigirt."

„Unterhalten Sie mich nicht von solchen Dingen," rief Blummers, und drohte dem Buchhändler mit dem aufgehobenen Finger, an dem eine Portion Rosenpomade klebte.

„Aber ich muß Sie davon unterhalten, rief Potter; „diese Unterhaltung ist unser Unterhalt.“ Ein Wortspiel dieser Art machte keinem mehr Spaß, als Potter selbst. Er lachte darüber aus vollem Halse, und bemerkte, daß in diesem Zimmer die Luft mit Witzen geschwängert sein müsse, weil auch er es nicht lassen könne, hier witzig zu sein. „Aber wieder auf unser Thema zu kommen,“ setzte er sehr ernsthaft seine Rede fort. „Dieser Düborn hat einige Romane geschrieben, die gefallen haben. Ich habe unter der Hand um ihn werben lassen, aber eine hochmüthige, abweisende Antwort erhalten. Es wäre bei allen dem doch nicht zum Bruche gekommen, aber jetzt erfahre ich, daß er das Journal meines Gegners redigirt, und was das Schlimmste ist, daß dieses manquirte Blatt seit der Zeit anfängt zu reussiren. Wir müssen diesen Düborn herunterreißen, und ich habe dazu schon einen Plan gefaßt.“

„Lassen Sie hören!“ rief Blummers.

Herr Potter zog die Augenbraunen in die Höhe, zwinkerte etwas mit den Nasenflügeln und sagte, nachdem er dieses aufregende Spiel einige Sekunden hatte dauern lassen: „Wie wäre es, wenn wir den Herrn Düborn gleichsam vernich-

teten, unter das Publikum brächten, es sei ein angenommener Name, und darunter irgend eine „hohe Person" verborgen."

„Nicht übel!" bemerkte Blummers. „Mit dem Ruhm eines Autors ist es, wie mit der ewigen Seligkeit. Ohne Persönlichkeit läßt sich keine Seligkeit denken. Das Mittel, einen Namen, der uns anstößig ist, gleichsam auf diese Weise in Nichts, in den Schatten eines Schatten aufzulösen, ist probat; aber es ist leider, wie alle solche kleine Hauskuren heutzutage, zu oft angewendet worden. Die versteckte „hohe Person" zieht nicht mehr."

„So könnten wir ihn für einen Juden erklären lassen!" rief Potter in der Hast einer Inspiration, ohne zu bedenken, daß er dem Kritiker damit einen Hieb versetzte, nicht weniger derb, als die waren, die jener auszutheilen pflegte. In der nächsten Minute bereuete er seine Uebereilung, und setzte kleinlaut hinzu: „Doch nein, es geht nicht! — o nein, es geht ja gar nicht! — Woran dachte ich nur? —"

„Dieser Düborn," hub Blummers an, „ist mir verhaßt, weil es mir durchaus nicht gelingen will, ihn zu copiren. Er bindet das Halstuch in ei-

nen Knoten, den ich verzweifeln mußte nachzuahmen, nachdem ich sechs Stunden vor dem Spiegel gestanden. Es liegt in seine Weise, sich auf einen Fauteuil zu setzen, mit dem Stock zu spielen etwas Mystisches, das ein Oberpriester des Tempels zu Delphi vergeblich zu deuten unternähme. Seitdem ich weiß, daß er einmal darüber gespottet hat, daß ich mit Glacehandschuhen an der **Table-d'höte** zu Mittag speiste, seitdem hasse ich die ganze aristokratische Literatur."

„Wo haben Sie ihn gesehen?" fragte Potter.

„Im Bade zu —," entgegnete der Satyriker. „Ehe er kam galt ich für einen Elegant nach der Mode."

„Er entthronte Sie also," rief der Buchhändler, „und hat Ihnen gleichsam einen Glace-Fehde-Handschuh hingeworfen. Heben Sie ihn auf."

„Das will ich," sagte der beleidigte Satyriker eifrig. „Schicken Sie mir seine Romane; oder vielmehr schicken Sie sie mir nicht. Ich urtheile immer am witzigsten, wenn ich die Sachen nicht lese."

„Aber etwas davon werden Sie doch lesen müssen, liebster Blummers?"

„Wozu, Herr Potter? Ich sehe nicht ein, wozu? Ich fange damit an, zu erklären, daß er Aristokrat ist, eine lächerliche Sorte Geschöpfe, die wie der Vogel Dodo ausgestorben ist, und von den man in alten Sammlungen noch einige bestäubte Exemplare findet. Nun gehe ich sogleich auf jenen Vogel Dodo über, und sage, daß er wegen seines dicken Hintern berühmt war. Merken Sie? nun lacht man schon, und Keiner denkt mehr an den Roman des Herrn Grafen. Ich mache noch einige Späße der Art, dann werde ich ernsthaft und sogar sentimental; denn immerwährender Witz ermüdet; es giebt immer einige Narren, die in einer Kritik auch Gefühl suchen. Nun wechsele ich ab, von meinem Herzen springe ich auf den Hintern des Dodo über; so mache ich mich gleichsam über mich selbst lustig, und man entzückt sich über meinen Humor. Ein Druckbogen ist gefüllt, man denkt, ich habe mich erschöpft, aber ich werfe nun erst die stärksten Harpunen aus. Ich zeige, wie ich allein mich auf die wahre Aristokratie verstehe, und weise in interessanten Details darauf hin, wie der eigent-Athem der Vornehmheit dem Herrn Grafen dennoch abgeht. Dieses giebt Gelegenheit anzumer-

ken, daß ich in Paris und London gewesen, daß ich diesen Lord und jenen Minister besucht, und in ihrem Vorzimmer die Büste eines Volksrepräsentanten gesehen. Das Publicum lies't diese Dinge, amüsirt sich, oder amüsirt sich auch nicht, kurz, die Recension ist zu Ende, und von dem Buche selbst habe ich keine Zeile gesagt."

Herr Potter hörte die seltnen Gaben seines Schützlings mit offnem Munde an. Er fiel von einem Erstaunen ins andere. Noch nie hatte der Satyriker ihn so tief in die Werkstätte seiner unsterblichen Ideen blicken lassen. In voller Rührung erhob er sich, und stammelte: „Das geht, ja, das geht!"

„Ça ira:" widerholte Blummers. „Nur nicht zaghaft! Ein berühmter Mann ist ein Gespenst; man gehe keck darauf los, und es verschwindet."

„Sie kleiner Napoleon der Kritik!" rief Potter."

„Nun muß ich Sie aber bitten, mich zu verlassen," sagte der Satyriker. „Ich gehe zu einer reichen israelitischen alten Wittwe, mit der ich den Spinoza studire.

„Sie müſſen? — aber wann erhalte ich dann meine Kritik?“

„Morgen, — übermorgen; — wann Sie wollen, halten Sie mich nur jetzt nicht auf.“

Der Buchhändler ſah mit einem prüfenden Blick im Zimmer umher. Er entdeckte auf dem nächſten Stuhle ein Beinkleid. „Iſt dieſes ſchöne Stück das Ihrige?“ fragte er den Satyriker. „Wahrhaftig,“ entgegnete dieſer, „es iſt das einzige dieſer Gattung, das ich habe. Meine apoſtatiſche Garderobe iſt ins Judenthum wieder zurückgetreten.“

„So erlauben Sie, daß ich es mir näher betrachte,“ ſagte der Buchhändler, und ſchob das Beinkleid unter ſeinen weiten Ueberrock, den er ſorgfältig wieder zuknöpfte.“

„Was ſoll das?“ rief der Satyriker entſetzt. „Sie wollen mir doch nicht dieſes höchſt unentbehrliche Stück wegtragen? Mann des Schreckens, auf welche Einfälle gerathen Sie? Geben Sie her. Wahrhaftig, es iſt mein einziges.“

Herr Potter war ſchon aus der Thüre, und der Satyriker im Schlafrock zeigte ſich in der rührendſten Stellung auf der Treppe, um dem Räuber ſeinen Raub abzujagen. Aber Herr Pot-

ter ging mit seinem gewohnten gravitätischen Schritt die Trenpe herab, und auf der untersten Stufe derselben rief er hinauf: „Schreiben Sie Ihren Artikel, Herr Blummers. Ich weiß kein anderes Mittel, Sie zu zwingen, zu Hause zu bleiben.“

Als der Satyriker wieder auf seinem Zimmer war, brach er in ein unauslöschliches Gelächter aus. Bei meinem Barte, rief er aus, oder bei meiner Ehre, den beide taugen nicht viel! Diesen Einfall hätte ich dem alten Wucherer nicht zugetraut. Er gäbe in einer burlesken Posse eine lustige Scene. Ich werde nicht verfehlen, ihn in einer meiner Kritiken anzubringen. Das Leben, das Leben — so giebt es immer neuen Stoff. — „He! Nero! Nero! —“

Der Einäugige erschien, und blieb in seiner gewohnten Stellung, in der er wie eine Bildsäule des Jammers aussah, an der Thüre stehen. „Ha, mein guter Kaiser,“ rief der Kritiker, „wie geht es Dir? Hast Du Rom verbrannt, hast Du Deine Mutter tödten lassen, und mit Deiner Schwester Dich vermählt? Alter Schurke! Ja, er blinzelt mit seinem einen Auge, er bekennt sich schuldig: die Mutter war alt, die Schwester war

schön, die Stadt revolutionirte, also Grund genug, so zu handeln, wie er handelte. Nun geh, mein Kaiser, und bringe mir ein kleines Mittagsessen und einige Flaschen Wein ins Haus. Hier ist Geld, ich gehe heute nicht aus. Nein, nein, Du kannst's mir glauben, ich gehe heute nicht aus."

„Das ist einmal ein Wunder," rief der Einäugige kopfschüttelnd. „Die Leute werden nicht wissen, was sie davon denken sollen. Die alte Lisette unten in der Küche ist sehr abergläubisch."

„Nun geh, geh!" rief der Herr, und der Diener schlüpfte zur Thür hinaus. Man hörte ihn noch auf der Treppe murmeln, und sich selbst Fragen vorlegen, so sehr hatte dieses ungewöhnliche Ereigniß ihn aufgeregt.

7.

Vier Monate waren vergangen, und während dessen hatte der arme Waller auf den Tod gelegen. Ein hitziges Nervenfieber ergriff ihn in Folge der Erschütterungen jenes unglücklichen

Abends. Der Unbekannte sorgte für einen Arzt, er selbst kam in der Periode der größten Gefahr täglich oft zweimal in das Haus des Kranken. Die trostlose Familie verehrte in ihrem Wohlthäter Gottes unmittelbare Gegenwart. Die arme Frau kannte jetzt den ganzen Umfang des Dankes, den sie ihm schuldig war. Waller's Fieberphantasie hatte ihr seinen finstern Entschluß und die Vereitelung der Ausführung desselben kund gethan. Mit welch einem Gefühle sah sie an demselben Abend, wo ihr dies schreckliche Geheimniß kund wurde, den rettenden Fremden in ihre Stube treten. Sie flog auf ihn zu, sie bedeckte seine Hände mit Thränen, es fehlte wenig, und sie wäre ohnmächtig zu seinen Füßen gesunken.

„Madame, entgegnete der Fremde, was ich that, hätte Jeder gethan, den das Schicksal wie mich begünstigte, und ihn in die Nähe des Unglücklichen gerade in dem Augenblicke führte. Danken Sie dem Himmel, der mich zu seinem völlig willenlosen Werkzeug machte. Ich habe gehandelt, wie der Instinkt mich leitete."

Trotz dessen, daß der Fremde alles anwandte, um seinen Namen geheim zu halten, so

mußte der beständige Verkehr, in dem er mit der Familie des Schriftstellers stand, dennoch bald, dieses Inkognito lösen. Der Leser wird ihn errathen haben, es war Düborn.

Als Waller's fortschreitende Besserung es erlaubte, unternahm Düborn mit ihm kleine Spazierfahrten, und in den Gesprächen, die bei dieser Gelegenheit stattfanden, lernten beide sich kennen und achten. So zurückhaltend der vielgeprüfte unglückliche Mann gewöhnlich im Umgange war, so wenig hielten diese selbstgezogenen Schranken ihn ab, sein volles Herz zu geben, wenn er eine Brust fand, würdig diesen Schatz aufzunehmen. Düborn errang sein volles Vertrauen; und zeigte sich dessen von Tage zu Tage würdiger. Es knüpfte sich ein Band edler Achtung, wie es gewöhnlich gleich bevorzugte Seelen, nach den ersten Stunden freier und herzlicher Mittheilung umgiebt.

Nur über einen Gegenstand vermied es Waller mit seinem jungen Freunde zu sprechen, über seine Eigenschaften als Autor. Düborn wußte, daß eine Sammlung anerkennungswerther Productionen Waller's Namen trug, aber da der Schriftsteller immer ängstlich auswich, wenn hier-

auf hingedeutet wurde, so hütete sich der Graf, das Gespräch diese Richtung nehmen zu lassen. Desto mehr wunderte es ihn, als Waller eines Abends selbst von seinen Schriften zu sprechen anfing. Nach einer kleinen Weile faßte er Düborns Hand, und bat ihn, ihm zu folgen. Er ging voran und stieg mit sichtlicher Anstrengung eine kleine Treppe hinauf. Oben blieb er stehen, als koste es ihm Ueberwindung, die Thür zu öffnen; endlich that er es, und Düborn stand in einem Dachzimmer, vor einem Schreibtisch, der mit Papieren bedeckt war.

„Hier sehen Sie, mein theuer Herr," hub Waller an, „die Galeerenbank, an die ein armes Geschöpf sechs langer Jahre hindurch geschmiedet war. Seit jener unglücklichen Nacht, die blutig angezeichnet steht in dem Buche meines Lebens, bin ich nicht wieder in diesem Raume gewesen. Hier stehen noch die letzten Worte, die ich schrieb, hier liegt die Feder, die ich niederlegte, um vor Gottes Thron zu treten. O Himmel, ich sollte mit einem gebrochenen Herzen die Situationen eines frivolen Romans schreiben! Hier steht noch die Liebeserklärung einer Kokette, und ehe die Tinte vertrocknet war, womit ich die schaam-

lose Wollust geschildert, war mein Antlitz das einer stillen Leiche. Nie werde ich vergessen, wie ich gefrevelt. Nie rührt meine Hand eine Feder wieder an, um sie im Dienste der Poesie, die ich verrathen, zu führen. Einen freien Dienst fordert die erhabene Kunst, ich habe mich als bezahlten Sklaven, in trostloser Leibeigenschaft anwerben lassen.

Düborn, dem diese Worte wie aus der eigenen Seele gesprochen waren, hatte Mühe, nicht seinen Beifall dem armen Schriftsteller kund zu geben. Aber dieser Beifall hätte wie ein bitterer Vorwurf geklungen, und so schwieg er. Erst durch die Zeit hoffte er zu wirken, und es gelang ihm. Die schmachvolle Verbindung Wallers mit dem Buchhändler wurde sofort gelöst. Die ganze Periode der Krankheit hindurch, durfte man dem Armen kein Papier, keine Feder zeigen; erst nach und nach gewöhnte er sich wieder an den Gedanken, zu schreiben. Die ersten Buchstaben malte er mit zitternder Hand aufs Papier, und er schauderte dabei krampfhaft, als wenn er sein Todesurtheil unterschriebe. Man durfte ihn keines der von ihm geschriebenen Bücher zeigen, wenn man nicht wollte, daß er auf mehre Tage

in melancholisches Hinbrüten versank. Bringt meine Mörder mir aus den Augen; schrie er eines Tages, als er zufällig eines seiner Werke in den Händen seiner Tochter sah. Die Wohlthaten Düborns, die Summe, die er nicht wieder zu erstatten hoffen durfte, erregten, mehr als alles andere, eine düstere Schwermuth. Unter den beiden Befreundeten war öfters in der letzten Zeit von dem Journal Nehrmanns die Rede gewesen. Waller zeigte dafür Interesse, und somit wurde es Düborn leicht, ihn für dasselbe zu gewinnen. Es sollte in den Spalten dieses Blattes eben eine Reise in die Schweiz besprochen werden, die einen weniger bekannten Theil dieses so übermäßig oft besuchten Landes, schilderte. „Machen Sie sich selbst auf den Weg,“ sagte Düborn zu Waller. „An Ort und Stelle betrachten Sie die fraglichen Gegenstände. Sie geben dann ein Buch heraus, und dieses trägt Ihnen die Kosten, die Sie aufgewendet haben, wieder ein. Ihre Gesundheit, um vollständig hergestellt zu sein, fordert ohnedies eine kleine Reise.“

Waller reiste, Düborn verschob es unter allerlei Vorwänden, mit ihm eine Abrechnung zu ma-

chen. Er freute sich, ihn gesund und heiter zurückgekehrt zu sehen. Waller seinerseits arbeitete jetzt tüchtig an dem Journal, und Herr Nehrmann hatte die Freude, es bald wieder zu der Zahl der Abonnenten zurückgeführt zu sehen, deren Listen er mit so vielem Stolz einst dem Unternehmen vorangestellt hatte, als es noch in seiner Blüthe stand.

Unterdessen hatte Herr von Tipp sechsmal seinen „Abend" gegeben, und die blonde Dame war sechsmal in den gut erleuchteten Zimmern erschienen; jetzt schien es Frau von Tipp an der Zeit, ihren Plan zu realisiren. Eines Morgens, zu einer ungewöhnlichen Stunde erschien Herr Gabriel von Tipp und ließ die blonde Dame um ein wichtiges Gespräch ersuchen.

Camélie war befremdet, als man ihr zum funfzigsten male einen jungen Mann anmeldete, mit dem sie sich bewußt war, nicht das geringste Interesse zu theilen. „Lassen Sie mich mit ihm sprechen," rief Miß Harriet Tudor. „Thun Sie das, meine Liebe," entgegnete Camélie. „Ich kann den Menschen doch nicht wieder abweisen lassen. Vielleicht kommt er, um mir einen Kanarienvogel anzubieten.

in melancholisches Hinbrüten versank. Bringt meine Mörder mir aus den Augen; schrie er eines Tages, als er zufällig eines seiner Werke in den Händen seiner Tochter sah. Die Wohlthaten Düborns, die Summe, die er nicht wieder zu erstatten hoffen durfte, erregten, mehr als alles andere, eine düstere Schwermüth. Unter den beiden Befreundeten war öfters in der letzten Zeit von dem Journal Nehrmanns die Rede gewesen. Waller zeigte dafür Interesse, und somit wurde es Düborn leicht, ihn für dasselbe zu gewinnen. Es sollte in den Spalten dieses Blattes eben eine Reise in die Schweiz besprochen werden, die einen weniger bekannten Theil dieses so übermäßig oft besuchten Landes, schilderte. „Machen Sie sich selbst auf den Weg," sagte Düborn zu Waller. „An Ort und Stelle betrachten Sie die fraglichen Gegenstände. Sie geben dann ein Buch heraus, und dieses trägt Ihnen die Kosten, die Sie aufgewendet haben, wieder ein. Ihre Gesundheit, um vollständig hergestellt zu sein, fordert ohnedies eine kleine Reise."

Waller reiste, Düborn verschob es unter allerlei Vorwänden, mit ihm eine Abrechnung zu ma-

chen. Er freute sich, ihn gesund und heiter zurückgekehrt zu sehen. Waller seinerseits arbeitete jetzt tüchtig an dem Journal, und Herr Nehrmann hatte die Freude, es bald wieder zu der Zahl der Abonnenten zurückgeführt zu sehen, deren Listen er mit so vielem Stolz einst dem Unternehmen vorangestellt hatte, als es noch in seiner Blüthe stand.

Unterdessen hatte Herr von Tipp sechsmal seinen „Abend" gegeben, und die blonde Dame war sechsmal in den gut erleuchteten Zimmern erschienen; jetzt schien es Frau von Tipp an der Zeit, ihren Plan zu realisiren. Eines Morgens, zu einer ungewöhnlichen Stunde erschien Herr Gabriel von Tipp und ließ die blonde Dame um ein wichtiges Gespräch ersuchen.

Camélie war befremdet, als man ihr zum funfzigsten male einen jungen Mann anmeldete, mit dem sie sich bewußt war, nicht das geringste Interesse zu theilen. „Lassen Sie mich mit ihm sprechen," rief Miß Harriet Tudor. „Thun Sie das, meine Liebe," entgegnete Camélie. „Ich kann den Menschen doch nicht wieder abweisen lassen. Vielleicht kommt er, um mir einen Kanarienvogel anzubieten.

Miß Tudor erhob sich und ging mit ihrem gemessenen Schritt in den Saal, wo Gabriel stand, und zwei Nymphen betrachtete die in einer Toussinschen Landschaft aus dem Bade stiegen. Er kehrte sich um, stürzte auf die Dame zu, blieb aber wie versteinert stehen, als er erkannte, daß es nicht Camélie war. Miß Harriet beobachtete den jungen Mann, indem sie ihre kleinen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von List und Frechheit zusammenkniff.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte sie nach einer Pause.

„Ist Fräulein Camélie nicht zu Hause? stammelte der interessante Jüngling, indem er seinen Hut durch die Finger rollen ließ.

„Ja, sie ist zu Hause,“ entgegnete Miß Harriet.

Eine neue, noch viel längere Pause entstand. Gabriel blickte in den gegenüberhängenden Spiegel, und es fiel ihm ein, daß er eine Aehnlichkeit mit einem Prinzen von Parma habe. Dieses stolze Bewußtsein gab ihm Muth, dem stechenden Blicke Miß Harriets mit einer edlen Unverschämtheit zu begegnen. „Ich weiß nicht,“ rief er in einem brüsken Tone, „wenn Fräulein

Camélie zu Hause ist, warum ich noch meine Zeit hier unnütz verplämpern soll? Ich bin nicht gewohnt, im Vorzimmer mit der Dienerschaft zu plaudern."

Miß Harriet zeigte durchaus keine Miene von Empfindlichkeit, sie blickte nach wie vor den Sprößling des Tipp'schen Geschlechts an, und sagte: „Was Sie ihr zu sagen haben, können Sie auch mir sagen. Wenn es ein Geheimniß ist, so wollen wir's beide nicht wissen."

„Straf mich Gott, es ist ein Geheimniß!" rief der junge Tipp, ganz entzückt über den Scharfsinn, mit der eine alte Dame, die eine rothe Nasenspitze hatte, in die Falten seines Herzens schaute. „Ach, sagen Sie nur, wenn Sie es doch schon wissen, hat meine Mutter schon mit ihr gesprochen?

„Mit wem?" fragte Miß Harriet.

„Mit wem? die Frage zeugt nicht von seltnem Verstande. Mit wem anders, als mit Camélie."

„Mit Fräulein Camélie," wollen Sie sagen.

„Ach was, die Fräuleinschaft muß jetzt aufhören," rief Gabriel, über die Zurechtweisung erzürnt. „Miß Harriet, man hat mich zum Narren. Ich bin überzeugt, alles ist schon abge-

macht, und hinter jener Thür lauscht meine Angebetete, um auf ein Zeichen in meine Arme zu fliegen."

Miß Harriet schlug bei diesen Worten ein kleines Gelächter auf, aber es war mehr ein Schrei, als ein Lachen, ein Spottruf, wie er eben so scharf und hell auch aus einer Vogelkehle dringt. Gleich darauf saß sie wieder ernsthaft da. „Sie wollen Fräulein Montelli Ihre Hand anbieten," hub sie mit einem seltsamen Ton an, „aber ich kann Ihnen sagen, daß sie Sie nicht annehmen wird."

„So?" rief Herr von Tipp und starrte die Dame an.

Miß Harriet nickte mit dem Kopfe. „Kommen Sie," rief sie in einem gebieterischen Tone, und führte den jungen Mann ans Fenster. „Sehen Sie dort jene Leute?"

„Es sind Holzhacker," erwiederte Gabriel.

„Ja, richtig, es sind Holzhacker," wiederholte Miß Hudor. „Nun sehen Sie, mein Herr. Diese Holzhacker verdienen ihr Brod redlich. In Ihrer Stelle hackte ich lieber Holz, als daß ich den Versuch machte, einer ehrlichen Frau zuzumuthen, mich für ein Stück Geld an sich zu kaufen."

Eine dunkle Röthe übergoß bei diesen Worten Herrn von Tipp's sonst sehr bleiches Antlitz. Er fühlte, daß er jetzt etwas erwiedern müsse, aber in seinem Kopfe war es so ausgestorben, als hätte nie ein Etwas, wie ein Gedanke, darin gehaust. Er erwiederte also mechanisch die ceremonielle Verbeugung der Miß Tudor, und ließ diese sich sehr langsam aus dem Saale entfernen. Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, fiel ihm ein, was er ihr auf eine so grenzenlose Impertinenz hätte erwiedern sollen. Aber leider war dazu keine Zeit mehr. Kochend vor Wuth langte er in dem Kabinet der Frau von Tipp an, die sogleich ihre Stickerei fallen ließ, und das Schnupftuch an's Auge brachte, um die ersten Thränen mütterlichen Entzückens zu weinen.

„Also Du hast das Jawort erhalten, Gabriel?" rief Frau von Tipp. „Komm in meine Arme."

„Zum Henker!" schrie der liebenswürdige Jüngling und brach in Thränen aus. „Da haben Sie mich wieder schön in die Dinte geführt, Mutter. Sie will mich nicht haben; sie hat nie daran gedacht, mich haben zu wollen."

„Mein Sohn, bedenke was du sprichst," rief Frau von Tipp in einem sehr feierlichen Tone.

„Was ist da zu bedenken? Abgewiesen hat man mich," rief Gabriel.

„Abgewiesen!" wiederholte die Mutter. Dieses Wort hatte für das zärtliche und ehrsüchtige Herz der Frau von Tipp einen so entsetzenvollen Klang, daß sie noch lange, nachdem sie es ausgesprochen, wie in Stein verwandelt, dasaß. Sie brauchte Zeit, um mit ihren Gedanken zu der Höhe der menschlichen Verderbniß hinaufzusteigen, die darin lag, daß eine blonde Dame es wagte, einen Freier, wie Herrn Gabriel von Tipp, abzuweisen. Als sie bis zu dieser Ueberzeugung gelangt war, stieß sie einen Schrei aus, und fiel in die Sophaecke. Herr von Tipp, der eben beschäftigt war, einige Punschflecke aus der Fläche eines Mahagoni-Tisches herauszubringen, eilte mit dem Wollentuche und dem Fläschchen Terpentin-Oel in der Hand, in das Kabinet, während von der andern Seite Fräulein Caroline den Händen ihres Kammermädchens entschlüpfte, und sich ebenfalls dort einstellte.

„Was giebts? rief Herr von Tipp. Niemand antwortete. Was giebts? wiederholte der geängstete Gatte, der erst jetzt bemerkte, daß Frau von Tipp kein Lebeszeichen von sich gab. Er behandelte ihre Nase in der Zerstreuung und in der Aufregung seiner Gefühle ganz nach derselben Methode, die er eben bei dem Mahagonitisch angewandt, das heißt, er hielt das Fläschchen mit dem Terpentin an die Nase, und rieb diese dann mit dem wollenen Tuche, da aber Frau von Tipp nicht gerade an denselben Gebrechen wie der Tisch litt, so machte das Mittel auch nicht die gewünschte Wirkung. Erst, als ihr einige Tropfen kalten Wassers ins Gesicht gesprützt wurden, erwachte die arme Frau, und das erste, was sie sah, war das blasse gleichgültige Gesicht ihres Sohnes, der sich bemühte, eine Fliege zu fangen.

„Ach," sagte Frau von Tipp, „dieser Schlag wird mich unter die Erde bringen."

„Unbegreiflich!" bemerkte Herr von Tipp, der unterdessen den Grund dieses Jammers erfahren hatte. „Ich hätte Fräulein Montelli nicht für so undankbar gehalten. Ich habe sie doch regelmäßig zu meinem „Abende" eingeladen, und sie ist

auch regelmäßig gekommen, um hier Thee mit Zuckerbrod zu genießen.“

„Ich überleb es nicht,“ rief Frau von Tipp, und nahm ihre Haube ab. Fräulein von Tipp empfing diese Haube, und brachte die Blumen in Ordnung, die durch den Fall in die Sophaecke sich verschoben hatten. Frau von Tipp war willens gewesen, sogleich einen Besuch abzustatten, wenn das Jawort wäre gegeben worden. Jetzt hatten sich aber die Umstände gänzlich verändert. Sie blieb zu Hause, und die ganze Familie blieb zu Hause. Dieses war das Geringste, was die so tief gekränkte Ehre des glorreichen Wappens der Edlen von Tipp forderte. Aber sie forderte noch viel mehr. „Ich weiß nicht,“ rief Frau von Tipp, indem sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung ihren Mann ansah, „ich weiß nicht, warum Du dieses Geschöpf Fräulein Montelli nennst? Mich dünkt, sie ist eben so wenig Fräulein, wie es meine Köchin ist, und überdies, wo mag die Närrin nur den Namen Montelli her haben? Niemand kennt ihre Herkunft, sie ist eine Landstreicherin, und ich hörte schon über sie Dinge flüstern, die mich schamroth machten.“

„Aber dessenohngeachtet wolltest Du sie doch zu Deiner Schwiegertochter haben?“ sagte Herr von Tipp verwundert.

„Schweig!“ rief seine Frau.

„Ja, ja, Du wolltest sie haben,“ bemerkte Herr von Tipp. „Und ich sagte schon damals, daß ich das sehr wenig passend fände.“

„Ich komme um!“ schrie Frau von Tipp.

Fräulein Caroline bemerkte, daß bei allen diesen Aufregungen ihr Schnürleib sich zu lösen anfing. Sie begab sich also eiligst in die Hände ihres Kammermädchens zurück. Herr von Tipp wollte wieder an seinen Tisch zurückgehen, aber er wurde aufgehalten. „Bleib!“ rief die trostlose Mutter, „bleib, und laß uns einen Plan aussinnen, wie wir uns für diesen Schimpf rächen.“

„Ich werde sie nicht mehr zu meinen „Abend“ einladen,“ sagte Herr von Tipp mit einem sehr stolzen und wegwerfenden Blicke. „Das ist nicht genug,“ erwiederte die gekränkte Mutter. „Morgen sind wir zu Mittag gebeten bei der Gräfin Plunders. Dort treffen wir den Minister von Branfeld, und die Gräfin Climclamclatsch. Die Letztere ist meine Freundin, denn ich habe ihr einen alten Shawl mit einer angesetzten Borde

abgekauft, und ihr bezahlt, als wenn er ein neuer Shawl mit einer eingewirkten Borde gewesen wäre. So etwas vergißt eine Frau niemals, sie wird daher die Gefälligkeit haben, gewisse Anekdötchen, die ich über dieses lächerliche Fräulein Montelli vorbringen werde, in der Stadt herumzutragen. Ich werde ihr sagen —"

Frau von Tipp verlor sich jetzt in Plänen, wie sie auf die wirksamste Weise den Ruf der blonden Dame zerstören wollte. Wir müssen sie gewähren lassen, und wollen unterdessen Düborn aufsuchen, den wir in seinem Schreibzimmer finden.

Die Gestalt dieses Zimmers hatte sich verändert. Es war immer noch mit dem reichen und gefälligen Luxus, wie früher, ausgestattet, allein die Draperien waren nicht geordnet, die Blumen zum Theil verdorret, die vielen kleinen Colifichets eines Boudoirs durcheinander geworfen, und beschädigt. Dagegen hatte die Masse Bücher sich immer mehr ausgebreitet. Es lagen Nachschlagebücher, Journalhefte und Manuscriptballen auf dem Boden, und eine kleine Handbibliothek, die früher zum Schmuck gedient, war mit Stützen versehen, und zum Träger dickleibi-

ger Werke geworden, die ihre Verfasser zum ernsten Studium, und nicht zur modischen Lectüre geschaffen haben.

Die Führung eines Journals, wenn man sie in diesem Sinne leitet, wie Düborn es that, hat ihre unsäglichen Mühen, ihre Nachtwachen, ihre unermüdlichen und durch nichts abzuweisende Pflichten, ähnlich der Regierung eines Staates. Dieser Zweig der Literatur, gerade weil er in unseren Tagen ein so bevorzugtes Interesse an sich gerissen, ist zu der Höhe einer Wichtigkeit gestiegen, die nur der ganz zu würdigen versteht, der wie Düborn die Förderung davon nicht als Frohn, sondern als einen edlen Zweck des Lebens betrachtet. Dem bezahlten Schriftsteller, der für ein ephemeres Interesse arbeitet, kann es gleichgültig sein, ob die Würde der Literatur beeinträchtigt werde, oder nicht; er ist nicht gewohnt, sein Tagewerk für eine wirkliche Schöpfung zu halten; sein ganzer Stolz, wenn er ja einen besitzt, ist befriedigt, wenn sein Artikel ein wenig Lärm macht. Unfähig, dem Gange der Ideen zu folgen, läßt seine stumpfe Kurzsichtigkeit ihn nur das bemerken, was augenblicklich Wirkung macht, ob für die Zukunft schädlich oder nützlich,

ist nicht seine Sache. Die Beurtheilung eines Buches ist ihm eine Last, die er mit den herkömmlichen Phrasen sobald als möglich abzuschütteln sucht. Nie kam es ihm in den Sinn, daß dieses Buch Ideen enthält, die sich wieder an andere Ideen ketten, daß durch eine solche Folge von Resultaten die Zeit ihre Richtung erhält. Als Düborn das Blatt übernahm, fand er es von allem entblößt, was die Gegenwart forderte. Da es vom Begründer nicht bestimmt war, ein sogenanntes Unterhaltungsblatt zu sein, so fanden sich in den Spalten, die der fortschreitenden Intelligenz geöffnet waren, dürftige Aphorismen eingeschoben, die durch ihre gesuchte Affectation Effect erregten. Düborn verdrängte diesen bettelhaften Tiefsinn und sprach in einer klaren Sprache seine Gedanken über neuere Werke der Poesie aus, indem er an seine Kritik unmittelbar passende Belege aus jenen Schriften anschloß. Da er mit Liebe las, mit wahrem Interesse urtheilte, so konnte seine Ansicht wohl mitunter eine irrthümliche, aber nie eine flache sein. Der freie Weltmann, der Mann von Geschmack, der Mann, der Reisen gemacht hatte und in Verbindungen stand, die ihm weite Perspective der

Kunst und Wissenschaft öffneten, urtheilte nothwendig anders, als ein in seine vier Wände eingesperrter Pedant, oder ein wildes Talent, das seine gewagten Sprünge auf einem Boden thut, den es nicht kennt, und nie kennen lernen kann.

Düborn hatte sich den Umfang der Pflichten, die er übernahm, wohl groß, aber doch nicht so ausgedehnt gedacht, als er sie jetzt fand. Er arbeitete unausgesetzt und fand thätige Unterstützung einerseits durch Waller, der, von der Poesie sich gänzlich lossagend, nur die streng wissenschaftlichen Kritiken übernahm, anderseits durch den jungen Dichter Franz, der ebenfalls Herrn Potter verlassen hatte, und sich an das Nehrmannsche Journal geschlossen.

Ein Jahr waren diese Blätter unter Leitung Düborns geführt worden, und, wie schon gemeldet, es zeigten sich die schönsten Früchte. Was Düborn hatte erreichen wollen, war ihm gelungen. Seine Stimme drang durch, er sah sich in einer Stellung, dem Publicum gegenüber, die eine so ehrenvolle war, wie sie in den letzten vierzig Jahren bei der Anarchie der Meinung und der Ohnmacht der Kritik nicht war gesehen

worden. Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und Offenheit erbat er sich selbst Belehrung, wo er fürchten mußte, geirrt zu haben, und der Stolz der Gelehrten, die als Redacteure einiger entsetzlich seriöser Journale, anfangs Parthei gegen Düborn genommen, fand sich hiedurch geschmeichelt, und ertheilte die gewünschte Belehrung in aller Breite tiefgelehrter Deductionen. Düborn lächelte über diese Pedanterie, aber er tastete sie nicht durch unzeitigen Spott an. Er wußte, daß es im Character des deutschen Gelehrten liegt, lieber eine Wahrheit zu unterdrücken, als sie ohne den dialektischen Schmuck der Schule bekleidet, in die Welt zu schicken. Schlimmer, als mit den Gelehrten, war es mit den Poeten auszukommen. Der unbesetzte Stuhl der Kritik hatte zur Folge gehabt, daß Deutschland mit einer Masse von Poeten überschwemmt worden, die jede ihre eigene Weise mitbrachten, ohne doch dabei originell zu sein. Im Gegentheil, es gab vielleicht nur zwei, höchstens drei wahre und ursprüngliche Dichter, die übrigen machten aus einem zweifelhaften Talent eine entschiedene Begabung, und da sie zugleich Niemand über sich erkannten, so sangen sie auf gut Glück ihre Lie-

derchen ab, in der festen Ueberzeugung, ganz Deutschland höre ihnen zu. Düborn hüthete sich wohl, sich mit diesen Herren einer unfruchtbaren Lyra in einen offenen Krieg einzulassen; er suchte nur in der Stille sie unter ein gemeinsames Oberhaupt zu bringen. Er zeigte ihnen, oft mit ihren eigenen Worten belegt, wie in England und Frankreich gewisse große Talente als Stimmführer der Menge aufgetreten seien, denen die Andern sich freiwillig angeschlossen, um eine Gesammtkraft zu bilden, die mit ihrem Phalanx eher im Stande war in die zähe Masse des Publicums einzudringen, als einzelne flüchtige, zerstreute und wehklagende Poeten. Hierin liegt eine Ungerechtigkeit, daran ist nicht zu zweifeln; denn ein Byron zieht einen großen Theil des Ruhms eines Shelley', Wortswood und Moore mit in seine Persönlichkeit, und macht sie dadurch so überwiegend, aber es ist die Frage, daß wenn jene Dichter darauf bestanden hätten, jeder einzeln mit seinem Lichte umherzugehen, diese kleinen Pünktchen nicht völlig verloren gegangen wären, anstatt daß sie jetzt, vereinigt, einen Pharus bilden, den man weit in der Nacht flammen sieht. In den Dichterfreund-

schaften und Verbindungen liegt eine erfolgreiche Klugheit.

Die Kritik muß sich zu diesen Verbindungen verhalten, wie ein weiser Herrscher gegen die verschiedenen Partheien seines Reichs. Sie muß immer wach das oberste Gesetz der Schönheit über sie erhalten. Ihr kommt es durchaus nicht zu, sich für eine dieser Partheien entschieden zu erklären, sie kann es eben so mit dem klassischen, wie mit dem romantischen Dichter halten, insofern nämlich beide wirklich Dichter sind. Die Kritik ist keine positive Gewalt, sie spricht, wie die Geschichte, nur die Resultate aus, und zeigt immer wieder auf die ewigen Tafeln, in denen die Gesetze der Wahrheit und Schönheit eingegraben stehen. Deshalb ist eine tyrannische und immer tadelnde Kritik so höchst schädlich; je mehr sie mit Geist geübt wird, desto schädlicher. Man hat genug gethan, wenn man die Waizenkörner sammelt; wozu in dem Staube, den wir durch das Sieb abgesondert haben, noch herumwühlen? Nur, um sagen zu können: das Alles haben wir abgesondert? Eine lächerliche und schädliche Eitelkeit.

Je mehr also aus Düborns Journal jene gehässigen, säuerlichen und albernen Tageskritiken verschwanden, desto häufiger fand der denkende Leser Aufsätze darin, die von einer geschickten Feder geschrieben, jede Absichtlichkeit versteckten und nichts weiter zu sein schienen, als historische Blicke auf gewisse Zeiten und Verhältnisse. Bald war hier der Moment der Entwickelung einflußreicher Ideen festgehalten, bald dort aus einem unscheinbaren Anfang große Begebenheiten hergeleitet. Ohne mit Gesinnung und Gründlichkeit prahlen zu wollen, hatten diese kleinen Skizzen dennoch Beides, und waren recht eigentlich die leitenden Artikel des Journals. Da sie keine trockne Abhandlungen waren, so wurden sie nicht überschlagen, und durch die Menge der Leser, die sich daran machten, wurde das Körnchen Wahrheit immer weiter getragen. Man verglich, man combinirte, so gut oder schlecht wie jeder es vermochte, aber immer lag die Anwendung auf unsre Zeit nahe. Auf solchem indirecten Wege sind oft die größten Wahrheiten verbreitet worden. Aber es ist schwierig und es gehört ein philosophischer Kopf dazu.

Viele Leser würden kein Zeitblatt in die

Hand nehmen, wenn sie nicht in demselben kleine Geschichtchen fänden. Auch Düborn rückte solche in seinem Journal ein, doch nahm er zu diesem Zweck keine Romänchen und verkrüppelte Novellchen, keine Phantasieen ohne Phantasie, und Lebensbilder ohne Leben. Die erhabenen Gesetze des guten Geschmacks waren ihm in allem heilig, und die Poesie wird durch solche kleine Nadelstiche, die man ihr beibringt, oft am ärgsten gepeinigt. Er wählte kleine Biographieen, interessante Züge aus dem Leben der Künstler, kleine Genrebilder des öffentlichen Lebens — immer etwas Positives, und wo er ein Spiel der Phantasie aufnahm, gab er es mit der Ungebundenheit und köstlichen Farbenfrische, die an dem größten Dichter entzücken. Aber solche kleine Jouwelen waren selten. Ein Blatt, das periodisch erscheint, muß sich nicht zur Aufgabe machen, immer erhaben und poesiereich zu sein; ebensowenig wie das Theater, wenn es täglich Vorstellungen giebt, täglich Meisterwerke bieten kann.

Bei diesem allem kostete das Journal sehr viel. Das Honorar, das Düborn von Nehrmann sich zahlen ließ, warf ihm keinen Gewinn

ab, im Gegentheil, er opferte Summen, um gediegene Beiträge jeder Gattung zu erhalten. Die gewöhnlichen Tageblatt-Redactoren fanden hierin Grund, sich über Düborn lustig zu machen; er duldete ihre Späschen und das Publicum wurde der Schiedsrichter zu Gunsten des Verspotteten. Jemehr man gewohnt ist, dergleichen Anstalten von ihren Unternehmern nur als ein Mittel, Geld zu erwerben, betrachtet zu sehen, desto höher steigt die Achtung des Publicums, wenn ein unabhängiger und vermögender Mann aus freiem Antrieb an der Förderung der literarischen Interessen arbeitet. Die natürliche Folge dieser Ueberzeugung ist, daß man einem Urtheil unbedingt vertraut, welches durch keinerlei Interessen geleitet wird, und auf keine Weise nöthig hat sich zu verstecken. Darum sagt Montaigne: „Es giebt keinen kostspieligeren Luxus, als den, seine eigene Meinung zu haben.“

8.

Düborn sah gern, wenn sein Tag in anstrengender Beschäftigung hingebracht war, zu Mittag einige Gäste bei sich. Am heutigen Tage that

ein alter Oheim, ein Domherr zu W—, ihm die Ehre an, bei ihm zu speisen. Dieser würdige Herr war ein großer Verehrer von Austern und trank gern Rheinwein. Düborns Tafel war heute gut besetzt, und der Oheim befand sich in einer Laune, die nicht besser sein konnte.

Das Gespräch kam auf die Schriftsteller. „Du sollst ja wieder etwas Neues geschrieben haben?" fragte der Oheim, indem er auf eine frische Auster, die nach dem Meere duftete, Zitronensäure tröpfelte. „Nenne mir doch den Titel des Buches, und wenn es irgend in die Bibliothek eines Domherrn paßt, so will ich's mir anschaffen."

„Haben Sie nicht Parny's Krieg der Götter in Ihrer Bibliothek?" fragte Alfred lachend.

„Allerdings," entgegnete der Domherr. „Es war damals Mode, sich diese Werke anzuschaffen. Ich will dieses kleine abscheuliche Opus nicht entschuldigen, allein es gab zu lachen und enthält nichts gegen unsern Stand."

„Enthalten denn die jetzigen Bücher dergleichen?" fragte Alfred.

„Nur zu viel," entgegnete der Oheim. „Nur zu viel. Selbst Deine Bücher habe ich um die-

ser Ursache willen tadeln hören. Das ist sehr sonderbar, mein Sohn, sehr sonderbar. Wenn Du als Edelmann schreiben willst, wo ich eigentlich auch nicht einsehe, wozu Du es thust, so solltest Du doch wenigstens zum Vortheil unseres Standes schreiben."

„Wie soll ich das anfangen?" bester Oheim.

„Eine sonderbare Frage," rief der Domherr. „Wenn ich ein Romanschreiber wäre, und der Himmel bewahre mich, daß ich es jemals werde, so würde ich zeigen, wie sehr man dem Adel Unrecht thut, wenn man ihn immer für anmaßend, indolent, unwissend ausgiebt."

„Unter uns gesagt," rief Alfred und neigte sich an's Ohr des Austernessers, „es giebt Leute, von denen man behauptet, sie besäßen solche Eigenschaften ganz ausschließlich als altadelige Prärogative."

„A bas!" Aber das muß man nicht unter die Leute bringen."

„Grade das muß man unter die Leute bringen."

„So!" rief der Domherr, und schlürfte sein Glas aus. Freilich, Du mußt es besser ver-

stehen. Ich bin von alter Zeit, ich habe noch die Grillen von der Standes-Ehre im Kopfe."

„Dieselben Grillen hab auch ich im Kopfe," entgegnete Alfred.

„Aber zum Guckuck! was soll es denn! Nützt man dem Adel, wenn man ihn lächerlich macht? Ach, ich werde es nie begreifen?"

„Lieber Oheim," rief Alfred. „Wir Büchermacher müssen das besser verstehen."

„Aber warum bist Du ein Büchermacher?" fragte der Domherr. „Ich sehe nicht ein, was es für ein Spaß sein kann, sich alle Woche zweimal in einem Journale Grobheiten sagen zu lassen? Aber warum schreibst Du nicht wenigstens unter einem angenommenen Namen? Mein Großvater gab ein Werk über Hühneraugen heraus, aber er ließ es erscheinen unter dem Namen seines Kammerdieners."

„So trug der Kammerdiener die Ehre davon."

„Eine Ehre, um die ihn wahrhaftig Niemand beneidete."

„Das möchte ich nicht behaupten, lieber Oheim. Diejenigen, die ihre Füße hinfort ohne Schmerzen in ihre Schuhe brachten, nannten seinen Namen gewiß mit der größten Dankbarkeit.

Vielleicht verdiente Ihr Großvater durch dieses Werk über die Hühneraugen seinen Adel."

„Das klingt allerliebst," rief der Domherr.

„Und doch liegt eine Wahrheit dem Scherz zum Grunde. Nur wer der Gemeinschaft einen wirklichen Dienst leistet, verdient ausgezeichnet zu werden. Gehen wir an den Ursprung unsers geadelten Hauses zurück, so erhielt der Erste unsers Namens sein Diplom für einen Dienst, der vielleicht noch lange nicht so wichtig für die bedürftige Menschheit war, als es die Ausrottung eines Hühnerauges in der That ist."

„Das will ich Dir sagen," entgegnete der Domherr. „Der erste Düborn erhielt seinen Adel, weil er in einem Tournier, das Hilperich der Langhaarige gab, drei Ritter aus dem Sattel hob."

„Das war für Hilperich dem Langhaarigen vollkommen Grund, meinen Ahnherrn zum Ritter zu schlagen," rief Alfred. „Wir wollen uns über den Grad der Verdienste nicht streiten. Ein jedes Zeitalter nimmt einen andern Maaßstab zur Hand. Heutzutage genügte es nicht, weder Hühneraugen noch Ritter zu vertilgen."

„Aber etwas vertilgen müssen wir,“ rief der Domherr. „Wozu wären wir sonst die bevorzugten Streitbaren?“

„Nun gut, so vertilgen wir die Irrthümer und Vorurtheile, und fangen zuerst mit den unsrigen an. Sollen wir es dulden, daß man uns in einem aufgeklärten, thätigen und forschenden Zeitalter die Palme streitig macht? Wir sind der Adel, wir müssen überall das Köstlichste für uns gewinnen, so jetzt die Blüthe der Intelligenz, die seltenste und schönste Frucht der Wahrheit, das reizendste und kostbarste Kleid der Sitte. Und das Alles lediglich, weil wir der Adel sind. Weil es uns zu bunt, vor allen Andern geschmückt daher zu gehen. Kann ich durch ein Buch das erreichen, warum soll ich nicht schreiben. Es wäre freilich immer besser, ich wäre ein Staatsmann, und wirkte praktisch, aber wir können nicht alle Staatsmänner sein.“

„Dies ist Alles recht gut,“ entgegnete der Domherr, „aber Du wirst mich nie überzeugen, daß es nicht unendlich viel besser noch wäre, wenn der Adel seine Scholle urbar machte, und sich durchaus nicht in die endlosen Streitigkeiten der Gelehrten mischte.“

„Ganz gewiß, sobald es nur Streitigkeiten der Gelehrten sind," rief Alfred. „Uebrigens bin ich auch für den ruhigen Besitz, und ich versichere Sie, lieber Onkel, wenn ich meine Mission werde vollendet haben, so lege ich die Feder nieder und schreibe nicht eine Zeile weiter.

„Ach, mein Sohn," seufzte der Domherr, was heißt das, wenn Du Deine Mission wirst vollendet haben? Dein ehrlicher Vetter, für den ich die Schulden bezahlte, sprach auch immer von der Mission, die er zu vollenden habe, und er vollendete sie auch wirklich, denn als er starb, hatte er ein Vermögen von einer halben Million durchgebracht und besaß kein ganzes Hemd mehr am Leibe."

Alfred lachte.

„Ich weiß wohl," setzte sein Genie hinzu, „Du bist kein Verschwender, obgleich ich Dich auch nicht als sehr haushälterisch kenne. Sag mir nur, wie viel hast Du verschleudert, um Deine Bücher drucken zu lassen?"

„Sie sind im Irrthum, lieber Oheim, diese Bücher verkaufe ich ziemlich theuer."

„Wie, Du nimmst Geld von Deinem Verleger?" rief der Domherr verwundert."

„Warum sollte ich nicht?“ entgegnete Alfred.

„Ists möglich?“ sagte der dicke Herr und setzte sein Weinglas nieder; „Du läßt Dir bezahlen von einem Menschen, dessen Großvater vielleicht bei dem Deinigen Thürsteher war?“

„Das ist möglich, doch das thut nichts zur Sache. Wir kommen wieder auf Hilperich den Langhaarigen, und auf die Hühneraugen zurück. Die Zeiten, und mit ihnen die Ansichten ändern sich.“

Der Domherr legte sich ein Stück Aalpastete vor. Er hatte darum nicht Zeit, den wichtigen Ideengang, der ihn bis hierher geführt hatte, zu verfolgen. Er prüfte die Pastete und fand sie vortrefflich. „Du mußt einen guten Koch haben,“ sagte er zu seinem Neffen.

„Er wäre lange nicht so gut,“ entgegnete dieser, „wenn ich die alberne Eitelkeit hätte, mein wohlerworbenes Gut wegzuschenken, ohne daß man mich darum angesprochen hat.“

„Es war sonst Sitte,“ bemerkte der Domherr, „daß Fürsten und Edelleute, wenn sie ein Buch drucken ließen, den Ertrag davon den Armen bestimmten.“

„Wir müssen uns nur über den Begriff des Geldes verständigen," nahm Alfred das Wort. „Der Staatsmann empfängt Summen, die ihm die Stände für die Dienste, die er ihnen leistet, bewilligen. Dehnen wir den Begriff Staat etwas weiter aus, so haben wir dasselbe Verhältniß mit dem Schriftsteller; er empfängt von der großen Gesammtheit, die einer Sprache und Gesittung angehört, gewisse Summen für Dienste, die er geleistet. Der Buchhändler ist nur der Einkassirer dieser Gelder. Wenn der Staatsmann nicht umsonst dient, warum soll es der Schriftsteller? Warum soll eine kluge Finanzberechnung Tausende kosten, und die erste Idee zu dieser Finanzberechnung soll man haben können, ohne einen Heller zu bezahlen? Läßt sich der Bildhauer, der Maler nicht auch bezahlen? Hat ein Solon, der dem Staat ein weises Gesetz schenkt, etwa größeres Recht auf dessen Erkenntlichkeit, als der Künstler, der ihm den wunderschönen Fuß der Medicäischen Venus schenkt, oder einen Gesang aus dem Dante? Wenn nun diese Erkenntlichkeit sich nicht anders fürs Erste aussprechen kann und mag, als durch Geld, so wie es heutzutage der Fall ist, so wäre ich ja

der größte Thor, Geschenke zu spenden, die Niemand von mir verlangt. Und dann giebt es Buchhändler, die wie Fürsten gewirkt haben, und der Literatur unbeschreiblich Gutes gethan. In den Händen dieser Männer ruht ein Zweig der Intelligenz, der hundertfältige Früchte tragen kann, wenn er nur irgend mit Liebe gepflegt wird. Gegründet ist jedoch ihr Geschäft, wie jedes andere, auf kaufmännische Spekulation."

„Ich glaube, Du wärest im Stande, selbst einen Buchhandel anzulegen?" rief der Domherr mit einem kleinen spöttischen Lächeln.

„Und warum nicht?" entgegnete Alfred rasch. „Ja ich habe schon manchesmal Pläne entworfen, wie ich auf diesem kostbaren Felde unsrer edelsten Thätigkeit recht nach Herzenslust ackern wollte, um Erndten hervorzurufen, wie sie noch nicht, wenigstens in unserm Deutschland, noch nicht gesehen worden sind."

„Ich wünsche Dir Glück hiezu," rief der Domherr." „Ehe ich mich aber entschließe, Dein erster Commis zu werden, will ich noch diesen Fasanenschenkel verzehren. Er ist zart und saftreich."

Mit dieser Bemerkung war das Gespräch abgebrochen, und ging bald darauf auf andere Gegenstände über.

9.

Alfred nahm seinen Platz in der Loge ein. Vor ihm saß Camélie, und ihr zur Seite ein alter Capitain auf halbem Sold, der vor einiger Zeit aus Ostindien zurückgekehrt war, und ein Verwandter Caméliens war, der einzige, den sie hatte. Dieser Mann war ernsthaft, schweigsam, lebte zurückgezogen, und jede andere Weltdame würde es verschmäht haben, sich mit einem so wenig empfehlungswerthen Gesellschafter zu zeigen, aber Camélie dachte anders. Sie achtete den Alten, hatte mit seinen Schwächen Geduld, und schien gar nicht zu bemerken, daß er eine armselige Erscheinung bildete.

Die Oper, die gegeben wurde, war eine von denen, wo Componist und Dichter sich vereinigt zu haben scheinen, um den größten Unsinn zu Tage zu fördern, die aber nichts desto weniger rauschenden Beifall erndtete. Der Stoff war eine Begebenheit aus der schottischen Geschichte,

die in die fernste Vorzeit verlegt war, weshalb die Heldin des Stücks in dem neuesten Ballkostüm erschien. Ein alter wahnsinniger Häuptling giebt seine Tochter einem tapfern Krieger, der in einem kleinen blau und schwarz gewürfelten Röckchen und in Halbstiefelchen von eiergelbem Leder erscheint. Die Braut widersetzt sich der Heirath, denn sie liebt einen Krieger von der Gegenpartei, der zur Unterscheidung ein roth und schwarz gewürfeltes Röckchen und Stiefel von feuerrothem Leder trägt. Der wahnsinnige Häuptling, nicht gewohnt, Widerspruch zu leiden, verflucht seine Tochter, und entflieht ins Gebirge, wo ein alter Skalde wohnt. Die Braut, die während des Fluches Zeit gehabt hat, ihren Schleier in malerische Falten zu bringen, singt eine Arie, und entflieht ebenfalls, aber nicht in dasselbe Gebirge, sondern an den Meeresstrand, in die Höhle eines alten Einsiedlers. Die Burg des Häuptlings wird bestürmt, und man sieht die Blaugewürfelten mit den Rothgewürfelten kämpfen. Das Orchester spielt einen Galopp und die Burg wird genommen. Man sieht sie brennen, und unterdessen schlägt man in den Logen den Takt zum Galopp.

Die Scene verändert sich und man sieht die Höhle des Eremiten. Ein schönes Bild! Mondschein, das nahe Meer, eine Grotte in der, vom Boden niederhängend, eine düstre Lampe brennt. Die Höhle ist meublirt, wie die Höhlen auf dem Theater immer meublirt sind, mit einer Moosbank und einem Kruzifix, trotz dessen, daß das Christenthum noch gar nicht existirt, was aber nichts zur Sache thut. Die Braut erscheint, um eine Arie zu singen, zu der der Eremit den Baß grunzt; darauf kommt ein vermummter Krieger, und die Braut legt wiederum ihren Schleier in graziöse Falten, um mit dem Vermummten zu entfliehen. Zu spät entdeckt sie, daß es nicht der Rothgewürfelte, sondern der Blaugewürfelte ist, derselbe Niederträchtige, der die Burg ihres Vaters verbrannt hat, und jetzt im Uebermaß der Schändlichkeit die Tochter entführt. Wo jetzt Hülfe hernehmen? Unterdessen hat der alte wahnsinnige Häuptling im Gebirge vom Skalden Musikunterricht genommen, und spielt zum Bewundern auf der Harfe. Das ist ein Talent, das gerade zur rechten Zeit zur Reife gekommen ist, denn da der unglückliche Mann keine Burg mehr hat, so kann er auf diese Weise sein Brod

verdienen. Er thut es auch, und kommt herumziehend in die Gegend, wo seine Tochter mit dem nichtswürdigen Blaugewürfelten wohnt. Eine rührende Erkennungsscene, aus der man einen allerliebsten Walzer gemacht hat. Die jungen Damen in den Logen weinen, und denken zugleich an ihre Tänzer auf dem letzten Balle. Unterdessen machen der Alte und die Braut ein Complott gegen den Blaugewürfelten, den sie umbringen wollen. Das Complott wird entdeckt und Beide werden zum Tode verdammt. Das Interesse ist aufs Höchste gespannt, und die Braut versichert in einem unendlich langen Triller, daß sie sich in der Fassung befinde, ruhig zu sterben. Sie wickelt sich zum letzten mal in ihren Schleier und wird abgeführt. Da plötzlich Tumult hinter der Scene, Waffenlärm, Sieggeschrei. Der Rothgewürfelte hat in Irland eine Landung gemacht, dort ein Hülfsheer zusammengebracht und kommt jetzt, da der fünfte Akt sich seinem Ende nähert, seine Geliebte zu befreien. Es gelingt, er ersticht den Blaugewürfelten, umarmt seine Braut, und der Eremit langt noch zur rechten Zeit an, um über Beide die Hände auszubreiten.

Alfreds Blick war mit jener zärtlichen Aufmerksamkeit, mit dem die Liebe ihren Gegenstand verfolgt, auf Camélien gerichtet. Er beobachtete jede Miene, und gerieth über jede zufällige Bewegung ihres Kopfes in Träumereien. Da er von der Musik nichts hörte und von dem Stück keine Notiz nahm, so überraschte es ihn öfters, ein Lächeln um die schöne Wange spielen zu sehen, und er dachte darüber nach, welcher Gedanke, welches Bild, welch ein Hinblick auf die Vergangenheit, der Grund dieser vorübergehenden Heiterkeit sein möchte. Er wollte, daß Camélie immer mit ihm beschäftigt sein sollte, und konnte sich nicht vorstellen, daß ihre Aufmerksamkeit der Bühne zugewendet sei. Allmählig ließ er seinen Blick auch auf den Kapitain fallen, und erstaunte nicht wenig, einen Ausdruck von Wuth in ihnen zu sehen, der die häßlichen Züge des Alten noch mehr entstellte. Der Kapitain blickte in die Nachbarloge, und ballte die Hand mit einer drohenden Bewegung dorthin. Alfred wendete sich nun auch nach der Richtung, und in dem Augenblick machte ihm der Kapitain ein Zeichen, stille zu sein. Das Gespräch in der Nebenloge stockte aber, weil auf der Bühne eben

ein Pianissimo vorgetragen wurde, aber kaum fiel das Orchester rauschend ein, als auch die Stimmen wieder mit verdoppelter Kraft laut wurden. Alfred erkannte die Familie Tipp, die in Gesellschaft der Gräfin Climclamclatsch, deren Verehrer und zwei Freunde desselben die Loge füllten. Man unterhielt sich über die erste Sängerin, und die Gräfin Climclamclatsch fragte, ob sie wirklich so gute Zähne habe, als man ihr nachrühmte.

„O gewiß," entgegnete Herr von Tipp. „Sie hat die schönsten Zähne, die ich jemals gesehen habe."

„Die Sie jemals gesehen haben?" erwiederte die Gräfin lachend und zeigte dabei ihre Zähne, auf deren Schönheit sie sehr eitel war.

„Ich glaube, Du sprichst im Traume," sagte Frau von Tipp zu ihrem Manne kopfschüttelnd. „Oder hast Du vergessen, was Du mir gestern sagtest, als die Gräfin uns eben verlassen hatte?"

„Du hast Recht, Amenaide," rief Herr von Tipp. „Ich meine nur für eine Schauspielerin hat Mademoiselle Sabine ganz leidliche Zähne."

Der Baron Erlbach und die zwei schwarzen Herren lachten.

Frau von Tipp neigte sich flüsternd zur Gräfin: „Wie gefällt Ihnen dieser Aufsatz?“

„Ich meine,“ entgegnete die Gräfin, „ich hätte die Kunstreiterin, Mademoiselle Polocka ganz in einem ähnlichen gesehen, als sie die Spanierin auf vier Pferden machte.“

„Haha! hast Du gehört, Tipp?“ rief Frau von Tipp, indem sie ihrem Manne einen Schlag mit der Lorgnette gab. „Diese interessante Dame erinnert die Gräfin lebhaft an die Kunstreiterin Mademoiselle Polocka. Merkst Du nicht den Salz in dieser Bemerkung?“

„Sehr viel Salz, sehr viel Salz!“ rief Herr von Tipp, und rieb sich die Hände, indem er sich außer sich vor Vergnügen stellte.

„Mach den Herren Platz!“ rief Frau von Tipp „Und Sie, meine Herren,“ setzte sie zu den beiden schwarzen Elegants hinzu, „Sie wollen wohl die schöne Dame sehen, von der man behauptet, daß sie eine entlaufene Kunstreiterin sei?“

„Daß sie was sei?“ fragte der Baron Erlbach,“ indem er sich vorbeugte.

„Eine Kunstreiterin,“ erwiederte Gabriel von Tipp, und zog seinen Stockknopf aus dem Munde,

an dem er bis jetzt stillschweigend gesogen hatte.

Die beiden schwarzen Herren lachten, aus keinem andern Grunde, als weil sie den Baron Erlbach lachen sahen, und dieser lachte, weil die Gräfin Climclamclatsch lachte. In Wahrheit aber fand Niemand, daß die Fremde irgend eine Aehnlichkeit mit Mademoiselle Polocka habe. Der Baron kannte übrigens Fräulein Montelli gar nicht, hatte sie nie gesehen, und wußte daher eigentlich nicht, wovon die Rede war. Desto verwunderter war er, als der Kapitain jetzt auf ihn zu ging, und in einem barschen Tone ihn um seinen Namen fragte. Alfred trat eben wieder in die Loge, als der Wortwechsel anhub; er hatte Camélie zu ihrem Wagen begleitet.

„Hier mein Herr," rief der Kapitain, auf Alfred zeigend, „ist ein Zeuge für meine Behauptung, daß Sie sich unartiger Ausdrücke gegen die junge Dame bedient haben, die eben die Loge verlassen hat."

„Ich weiß nicht, wer Sie sind, und was Sie wollen," entgegnete der Baron, indem er mit den Augen zwinkerte, und seine viereckige Lorgnette in die Augenhöhlung schob.

„Mein Name ist Capitain Bourdly, und hier ist meine Karte," rief der Alte mit zitternder Stimme.

Da die Damen auf dieses Gespräch aufmerksam wurden, mäßigten die Streitenden ihr lautes Geflüster. Die Erbitterung des Kapitains hatte die höchste Stufe erreicht; Alfred, der ihn zurückhalten wollte, und der den Ort nicht passend für diese Erörterung fand, wurde von ihm nicht gehört. „Ich frage Sie," rief der Alte, „ob Sie in der That glauben, jene Dame, die an meiner Seite saß, sei die Kunstreiterin Polocka?"

Der Baron Erlbach war ein Liebhaber von komischen Abentheuern, und da er Karrikaturen zeichnete, war ihm die Gestalt des ausgemagerten Kapitains schon als würdig erschienen, in seine Skizzenbücher aufgenommen zu werden. Die zwei schwarzen Elegants hatten sich, so wie der Kapitain angefangen, über die Logenwand herüber zu sprechen, an diese angedrängt, und erwarteten nur einen willkommenen Gegenstand für ihre Lachlust. Der Baron nahm daher eine sehr ernste Miene an, und erwiederte, geheimnißvoll flüsternd: „In der That, Herr Kapitain, ich glaubte allerdings, die unvergleichliche Polocka

vor mir zu sehen, ich will aber gestehen, daß ich mich geirrt habe; jetzt bin ich der Meinung, es ist die niedliche Rosine, und Sie mein Herr, als der Doktor Bartolo, werden uns am besten über Ihr schönes Mündel Auskunft geben können."

Da diese ganze Rede französisch gehalten wurde, unglücklicher Weise der Kapitain aber nur sehr unvollkommene Kenntniß in dieser Sprache besaß, so verstand er nur die boshaften Mienen, mit der ihm die zwei Namen aus der bekannten Oper zugesteckt wurden. Er gerieth von Neuem ins Zittern, und mußte sich an die Logenwand halten. Alfred, der Caméliens Ruf erhaben über das Gespötte der Menschen dieser Gattung fand, hätte sich nicht in den Streit gemischt, wenn ihn die Lage des hülflosen Alten nicht gedauert hätte. Er antwortete also französisch ein paar Worte dem Baron, und dieser schwieg. Ein neuer Akt ging an, und die ganze Aufmerksamkeit war aufs Theater gerichtet.

Alfred verließ dasselbe. Er irrte durch mehrere Straßen, und ehe er sichs bewußt war, wohin ihn sein Weg geführt, stand er vor Caméliens Haus. Der Portier öffnete, und er stieg die breite Treppe hinauf, immer noch halb in

Träumereien versunken. Der Vorsaal war leer, in den anstoßenden Gemächern brannten auf den Spiegeltischen einzelne Lampen, Niemand ließ sich blicken. In dem Gesellschaftzimmer war es gleichfalls öde, die Thür links, die zu dem Zimmer Harriets Tudor führte, war geschlossen, die zur Rechten, welche in Caméliens Cabinet leitete, stand halb offen. Alfred warf sich auf eines der Sophas hin, in der Absicht, das Erscheinen eines Bedienten abzuwarten, der ihn anmelden sollte. Es kam Niemand; eine tiefe Stille herrschte.

Endlich tönten Schritte den Vorsaal entlang. Alfred erkannte den Gang der Miß Tudor. Sie trat jetzt ein, gefolgt von einem Manne, dessen Aeußeres etwas sehr Auffallendes hatte. Er war alt, in Lumpen gehüllt, sein graues Haar starrte wild um die Schläfen, sein Blick zeigte etwas unbeschreiblich Wildes und Lauerndes. Die furchtsamen Schritte dieses Mannes, sein Anklammern an den Rock seiner Führerin, die sichtliche Aufregung, in der er sich befand, alles zusammen machten den Eindruck von einem zweideutigen und gefährlichen Wesen, in dessen Nähe man sich nicht wohl fühlt. Miß Harriet und ihr Schützling

sprachen leise, aber doch laut genug, daß Alfred jedes Wort hören konnte. Durch den Schirm der Lampe verdeckt, lag er im Dunkeln, und seine Gegenwart blieb den Beiden, die sich jetzt der halb offenen Thüre zum Kabinet näherten, ein Geheimniß.

„Ich sage Dir, Potrick," rief Miß Tudor, „Du kannst Dich auf mein Wort verlassen. Hab ich Dich jemals getäuscht? — Niemand wird Dich stören. Armer Potrick, nach langer Zeit kannst Du Dich ungestört dem Vergnügen ihres Anblicks hingeben."

„Harriet!" rief der Alte mit heiserer Stimme, „Harriet! wenn Du wüßtest, wie viel ich wage, dieses kurzen Augenblicks wegen. Du sagst, sie schlummert.

„Ja, und zwar recht fest; entgegnete Miß Tudor. Sie kam aus dem Schauspiel, war ermüdet, und die schwüle Luft machte, daß sie sogleich in einen tiefen Schlummer fiel. Siehst Du, dort auf dem Stuhle ruht sie."

Der Alte faltete die Hände, und in seinem Gesichte verschwanden in diesem Augenblick alle Züge von Wildheit, und scheuem Trotz. Er ging in das Kabinet, und Miß Harriet, die Arme

über einandergeschlagen, blieb auf der Schwelle stehen. Ihre Augen waren starr, und mit jenem unangenehmen scharfen Ausdruck, den ich an ihnen kannte, auf die Gegenstände im Kabinet gerichtet; dann, gleichsam als überzeugte sie sich daß ihre Gegenwart hier unnütz sei, wandte sie um, schritt langsam durch das Zimmer und begab sich in das ihrige. Diesen Moment benutzte ich, mich vorsichtig dem Kabinet zu nähern, und einen forschenden Blick hineinzuwerfen. Ich sah Camélien in einem Armstuhl liegend, und vor ihr knieete die bettelhafte Gestalt des Alten, mir den Rücken zukehrend. Er blickte unverwandt in das Antlitz der Schlummernden, und zuletzt wagte er es, sich zu erheben, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie erwachen, und zugleich mit der Schnelligkeit einer vom Winde gescheuchten Feder, war der Alte in die dunkle Ecke des Gemachs geschlüpft. In diesen leisen und schnellen Bewegungen lag etwas sehr Unheimliches. Da sie fortschlummerte, kam er eben so vorsichtig aus seinem Versteck wieder hervor, und knieete wieder vor ihr hin, mit denselben Ausdruck einer

an Andacht grenzenden gerührten Innigkeit seine Blicke auf sie heftend.

Alfred, fürchtend überrascht zu werden, zog sich auf seinen frühern Platz zurück, und nach einer kleinen Weile erschien Harriet, und der Alte kam aus dem Kabinet zurück.

„Es wird Zeit seiu, daß Du gehst," sagte Harriet.

Der Alte seufzte und richtete seine Blicke starr ins Kabinet zurück.

„Es wird Zeit sein, daß Du gehst," wiederholte Harriet in einem sehr strengen Tone.

„Laß mich," entgegnete er. „Wer sagt mir, daß ich sie jemals wiedersehe. Ich bin alt, und den Gefahren nicht mehr gewachsen. Old-Plessy hat uns verrathen, unsere Bande ist zersprengt — ich bin ein kranker Greis — wie kann ich mit der Schnelligkeit und mit dem Muthe der Jugend mich messen? Ich falle als das erste Opfer."

„Sei nicht kindisch," rief Harriet. „Bist Du nicht ihnen allen an Klugheit überlegen? Klugheit ist Unschuld, Klugheit ist Gott!"

Der Alte sah wieder zurück, und auf die Schlummernde, dann wandte er sich mit einem

tiefen Seufzer zu seiner Begleiterin. „Sie kommt aus dem Theater, sagst Du. Wie gefiel ihr das Spiel der Possenreißer, wie gefiel sie der Menge?“

„Wir leben schon drei Jahre hier, und wir leben in Glanz und Ansehen,“ erwiderte Harriet.

„So ist's recht! rief der Greis mit dem Ausdruck des Triumpfes. „Meine schöne Perle muß schimmern. Damit sie im Lichte glänze, wozu sie geboren ist, trage ich mein altes Haupt in Graus und Nacht. Ach, ich habe viel gelitten, um Dich, mein Kind; aber wer fragt danach? Verstohlen muß ich mich herschleichen, Dich im Glanze von tausend Kerzen, und in Seide und Spitzen gebettet zu sehen, denn wüßtest Du, wer diesen Glanz um Dich verbreitet, welche Hand Dich in Seide und Spitzen hüllt, Du würdest zurückschaudern. Zurückschaudern — ach vor Deinem Vater! Doch Du sollst es nie erfahren; nie soll meine dunkle Gestalt Dir wachend erscheinen, und hörst Du einmal von dem entsetzenvollen Ende eines alten Mannes, den die Menge mit gräßlichen Namen belegt, so flüstre Dir auch nicht die leiseste Ahndung zu, daß dieser alte Mann und Du jemals in irgend einer Beziehung

mit einander standen. Ich verzichte auf Deine Thränen, Tochter —! bleibe reich, angesehen, schuldlos und rein. Ich weiß Dein Herz würde mich lieben, auch in dieser elenden Gestalt lieben, aber diese Liebe wäre Dein Tod, das Gift Deiner Ruhe und Deines Glücks."

Er sprach diese letzten Worte in einer Stellung, die so stark nach dem Kabinet zu vorgebeugt war, daß er fast auf den Knieen lag. Harriet hielt ihn am Arm, und zog ihn mit Gewalt fort. In diesem Augenblicke hörte man Tritte im Vorsaal. „Es ist zu spät!" rief Harriet, mit einer Stimme, die leise aber erschütternd tönte. „Was habe ich Dir gesagt? Nur ruhig; es ist einer der Bedienten." Der Alte zitterte. „Jacques!" rief Harriet, indem sie hervortrat. „Was fällt Euch ein fortzulaufen, und das Haus leer zu lassen. Schafft mir diesen Bettler vom Leibe, der es gewagt hat, bis hieher vorzudringen."

„Milady, nur eine kleine Gabe," bat der Greis, indem er sich zitternd vor ihr niederwarf.

„Gebt ihm etwas, Jacques, und bringt ihn sogleich fort. Geht," flüsterte sie dem Alten zu,

„geht, und verlaßt noch in dieser Stunde die Stadt.“

Der Bediente ging mit dem zerlumpten Greise, der noch einen Blick verstohlen in's Kabinet warf. Camélie erwachte, und Harriet begab sich zu ihr. Diesen Moment benutzte Alfred, um zu entschlüpfen.

Als er zu Hause anlangte, war seine Aufregung so stark, daß sie ihm ein Fieber zuzog. die Begebenheit der letzten Stunde drängte sich in collossalen Umrissen, wie ein dunkler Traum vor seine Seele. Erst lange Zeit brauchte es, ehe er die Gestalten auseinander zu wirren im Stande war, um jede einzeln mit dem Lichte der Vernunft und Ueberlegung zu beleuchten. Das Gespräch in der Loge erhielt jetzt Bedeutung. Alfred wußte, daß Gerüchte über die dunkle Abkunft Caméliens im Umlauf waren, allein sie hatten einen so ungewissen und schwankenden Charakter, sie wurden so offenkundig durch die glänzende Aufnahme Caméliens in die besten Zirkel der Stadt widerlegt, daß er ihrer nicht geachtet hatte. In seinen Phantasieen lebend, hatte er nie die Geliebte als ein Wesen betrachtet, dessen Existenz, wie die eines jeden andern,

an tausend unbedeutende und erbärmliche Bedingungen geknüpft war. Jetzt plötzlich stieß er auf diese, und war überrascht, sie nicht so zu finden, wie er sie stillschweigend angenommen hatte. Er glaubte Camélien verstanden zu haben, als habe sie öfters vom Tode ihrer Eltern gesprochen, er muthmaßte ihr Vermögen stamme von einem in Ostindien lebenden Oheim her, und jetzt hörte er, daß ein Bettler sich ihren Vater nannte, daß dieses Vermögen die Früchte eines grauenvollen Verbrechens waren. Wie entsetzlich mußte eine so zerstörende Entdeckung wirken! Alfred zögerte, sich diese Ueberzeugung aufdringen zu lassen. Er nahm an, daß ein unglückliches Mißverständniß obwalte, und faßte den Entschluß, in den nächsten Tagen eine Gelegenheit zu suchen, um mit Harriet Tudor über diese düsteren Geheimnisse zu sprechen.

10.

Es war an einem sehr schönen Morgen, bald nach Sonnenaufgang, als sich in einem Wäldchen, nahe der Stadt, der erste Buchhalter der Nehrmanschen Handlung erging. Herr Paulson

hatte sich an diesen einsamen Ort begeben, um ungestört über das seltene Mißgeschick nachzudenken, das ihn in der Liebe betroffen. Er ging den Kreis seiner Bekannten durch, er erinnerte sich aller der Geschichten von Verlobungen und Liebschaften, die man ihm erzählt hatte, und die alle etwas Besonderes an sich gehabt hatten, aber keine war darunter, die auch nur entfernt mit seinem Geschick eine Aehnlichkeit aufweisen konnte. Herr Kleinlich's, des zweiten Buchhalters, Aeltermutter war eine Dame gewesen, die in einer kleinen Schenke, gerade an der Grenzmarke geboren worden war, und von der man daher nicht wußte, ob sie als Unterthanen dieses oder jenes Fürsten sollte angesehen werden. Allerdings auch ein merkwürdiger Fall, aber immer noch nicht so seltsam, als Herr Paulson's Fall. Kleinlich's Aeltermutter, trotz ihrer zweideutigen Geburtsstätte, war doch von ihrem Geliebten gefunden und geheirathet worden, dies bewies die zahlreiche Kleinlich'sche Sippschaft, wie sollte aber Herr Paulson ein Mädchen finden, die er mit der zärtlichsten Inbrunst liebte, von deren Verhältnissen aber nur er wußte, daß er nichts wissen konnte. Ein zweiter, ebenfalls bemerkens-

werther Fall, war derjenige, der sich mit der Tante Herrn Willmann's, eines alten Compagnons von Rehrmann, zugetragen. Diese besagte Tante war auf einer eiligen Fahrt, die sie im achten Monat ihrer Schwangerschaft unternehmen mußte, im Eilwagen niedergekommen, und keine Behörde fand sich willens, dem Vetter des Herrn Willman's, der auf diese Weise zur Welt gekommen, irgend eine Heimath zuzugestehen. Aber dieser Vetter hatte, trotz seiner Heimathslosigkeit, ein bedeutendes Glück gemacht, indem er eine Erbin heirathete, die ihm dreißigtausend Gulden jährlicher Rente zubrachte. Mit diesem Gelde konnte er die unzeitige Fahrt seiner Mutter auf dem Eilwagen vergessen machen.

Als Herr Paulson bis zu dieser Schlußfolge gekommen war, merkte er, wie eine starke Bitterkeit sich seiner Seele bemächtigte. Er zürnte mit dem Geschick, und warf ihm vor, daß von allen den auffallenden Begebenheiten, deren er sich zu erinnern wußte, nur die seinige mit einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit verschwistert sei. Er verwünschte jene Reise zur Messe, er betrachtete die kleine Summe, die sie ihm eingebracht, als das Kaufgeld, womit ein schadenfroher Dä-

mon seine Seele einer ewigen Quaal überantwortet habe. Er lächelte melancholisch, wenn er an die Werke dachte, die er damals verkaufte, es waren philosophische Schriften, und einige davon beschäftigten sich mit Anpreisung gänzlicher Leidenschaftlosigkeit. Darin lag ein Hohn des Schicksals; die Unbekannte mußte gerade in dem Zeitpunkte erscheinen, als Herr Paulson philosophische Schriften verkaufte; sie mußte sein Gemüth zu einer ewigen Leidenschaftlichkeit entflammen, da er eben in seinem Laden die Lehrsätze der berühmtesten Philosophen vereinigte, die da behaupteten: der Mensch sei nur glücklich, wenn er leidenschaftlos sei.

Während dieser Betrachtungen hatte der einsame Spaziergänger allmählig sich von dem breiten Wege, der durch das Gehölz führte, verirrt, und war auf einen kleinen Fußpfad gelangt. Die angenehme Kühle des Morgens machte, daß er seinen Oberrock bis hinauf zugeknöpft hatte, es erforderte daher einige Mühe bis er seine Uhr hervorzog, um zu sehen, wie lange er noch seinen hypochondrischen Spaziergang fortsetzen dürfe. Die Zeit, wo er sich gewöhnlich im Comptoir einfand, war noch weit entfernt, und

er machte eben Anstalten seinen Weg fortzusetzen, als er sich am rechten Arm ziemlich unsanft angepackt fühlte. Mit Entsetzen gewahrte er ein bärtiges Gesicht, das ihm über die Schulter sah, und mit einem grinsenden Lachen auf die Uhr zeigte. Um alle Schätze der Erde hätte Herr Paulson an diesem Orte mit diesem Gesichte nicht zusammentreffen mögen; er gerieth daher in ein heftiges Zittern, und arbeitete daran, die Uhr wieder einzustecken. Der Fremde jedoch wußte dieses auf die eindringlichste Weise von der Welt zu verhindern, indem er mit seinem Knotenstock Herrn Paulson einen Schlag auf den Kopf gab, und darauf die Uhr des ersten Buchhalters in seine Tasche gleiten ließ. Der schmälig Niedergestreckte mußte es leiden, daß mit seiner Toilette eine ungewöhnliche Umwandlung vorgenommen wurde; er verlor in größter Schnelligkeit seinen Rock, seine Weste, sein Halstuch, und die frische Luft, die dadurch freien Zutritt gewann, rief die Geister, die der Schlag auf den Kopf zerstreut hatte, wieder zusammen, und Herr Paulson stieß einen unendlich langen und dünnen Schmerzenslaut aus.

Zu der Zeit, wo dieses geschah, bewegte sich auf dem Fahrwege die breitschultrige Figur eines in einer blauen Blouse gehüllten Packträgers. Dieser Ehrenmann vernahm kaum den Hülfruf, als er sogleich sein Päckchen bei Seite ins Gebüsch warf, und die Zweige durchbrechend bis an den Ort drang, wo die Töne herkamen. Hallo! rief er mit einer fürchterlichen Stimme, was giebts da? He! herbei ihr Leute! Herbei!

Diese Dazwischenkunft bewirkte, daß Herr Paulson von einem sehr unbequemen Halsbande, das aus dem Zeigefinger und dem Daumen des Spitzbuben bestand, befreit wurde. Er richtete sich auf und warf auf den Mann in der Blouse einen trübseligen Blick, noch nicht wissend, ob dieser neue Ankömmling ein Retter, oder ein Helfershelfer des Ersteren sei. Der Gauner benutzte die Worte der Verständigung, um zu entfliehen; allein der derbe Packträger bemächtigte sich seiner und erklärte, daß er einen Galgenvogel, der einmal in seine Fäuste gefallen, nicht so leicht wieder loszulassen pflege. Herr, sagte er zu Paulson, helft mir die Hände dieses Burschen zusammenschnüren. Das Dorf ist nur ein paar Schritte entfernt, und der dortige Rich-

ter ist ein Geschwisterkind von mir, er wird es mir Dank wissen, wenn ich ihm Gäste zu seiner Mittagstafel bringe.

Hiermit zog der Packträger einen tüchtigen Strick aus der Tasche und hatte im Nu die beiden Diebesfäuste auf den Rücken zugeschnürt. Es lag eine Raschheit, eine herkulische Kraft, und eine Büttels Kunstfertigkeit in jeder Bewegung des blauen Blousenmannes, die den ersten Buchhalter in Erstaunen setzte. Nichts destoweniger machte der Gauner wiederholte Versuche sich loszureißen, da zog der Packträger, zur noch größeren Verwunderung Paulsons, ein Pistol unter der groben Hülle hervor, und richtete sie auf das struppige Haupt seines Gefangenen. Diese Ueberredung wirkte. Der Buchhalter, der sich unterdessen wieder angekleidet hatte, schloß mit dem Packträger den Gauner in die Mitte, und alle drei machten sich auf den Weg nach dem Dorfe.

Nachdem der Aktus der Criminalgerechtigkeit vollbracht und der gefangene Vogel in einen engen Käfircht gebracht war, begab sich Paulson in die einzige Schenke des Dorfes, um von seinem grausenvollen Abentheuer sich zu erholen. Er ließ sich von der Wirthin einen Kräuterthee

kochen, legte sich auf das Sopha, deckte sich mit seinem Rocke zu, und band ein gelbseidenes Schnupftuch um den Kopf. In diesem Zustande lag er regungslos eine halbe Stunde da, indem er sich an dem Picken seiner Uhr ergötzte, die vor ihm auf einem Stuhle lag. Die Träumereien einer unglaublichen und unerhörten Liebe, ein Ueberfall im Gebüsch, eine ans Wunderbare grenzende Rettung durch einen Mann in einer blauen Blouse — alle diese Begebenheiten und Vorfälle in dem Zeitraume von einer Stunde höchstens, waren zu viel für die Kräfte des ersten Buchhalters. Er fürchtete ein Fieber, und aus diesem Fieber eine langwierige Gehirnkrankheit sich entwickeln zu sehen, und aus diesem Grunde trank er vom Kräuterthee einige Tassen mehr, als er eigentlich trinken sollte.

Eine alte Wanduhr in der Schenke schlug neun Uhr. Dies war die Stunde, wo das Personal im Comptoir der Buchhandlung seit zehn Jahren gewohnt war, die lange, dünne, interessante Gestalt des Herrn Paulson hinter seinem Pulte stehen zu sehen. Heute stand er nicht da. Herr Nehrmann hatte durch das Fenster seiner Thüre schon ein dutzendmal Blicke in das Comp-

toir gethan, Blicke, die da deutlich verriethen, wie sehr er die Verwunderung und das Staunen der versammelten Commis theilte. Herr Paulson sah alles dieses im Geiste, er hörte die Thür des Ladens aufgehen, und die hektische Stimme einer Magd, und die grobe eines Stallknechts zu gleicher Zeit nach der ausgebliebenen Nummer der Zeitschrift fragen. Er sah die unbeschreibliche Verlegenheit, die stille, aber an Wahnsinn gränzende Trauer in der Miene des zweiten Buchhalters, der mit Achselzucken versicherte, daß er nicht wisse, wo Herr Paulson die fertigen Bogen hingelegt habe, als er heute ganz in der Frühe fort ging, um nicht wieder zu kommen.

Der letzte Gedanke war der peinigendste. Nicht wieder zu kommen? Nicht wieder hinter dem Pulte zu stehen —? In dieser elenden Schenke zu verschmachten? Herr Paulson stieß einen so lauten Seufzer aus, daß in demselben Augenblicke ein gleicher Angstruf, aber aus einer weiblichen Kehle kommend, im Nebenzimmer ertönte. Die Wirthin stürzte herein: „I mein Gott, was fehlt Ihnen?“ rief sie. „Gehts zu Ende? — Sie stoßen ja Schreie aus, daß die junge Dame,

die hier neben bei wohnt, und an Kopfschmerzen leidet, den Tod davon bekommen kann."

„Eine junge Dame — Kopfschmerz! —" stammelte Paulson, und lüftete etwas das gelbe Schnupftuch um seine Schläfe. — Die Thür gegenüber öffnete sich ein wenig, und die kranke Dame zeigte sich auf der Schwelle. In diesem Augenblicke stieß Herr Paulson einen noch viel durchdringenderen Schrei aus, und schloß die Augen.

„Ach, der gute Herr ist todt!" schrie die Wirthin, und rang die Hände.

Ungefähr drei Minuten verharrte der erste Buchhalter in dieser lethargischen Stellung, dann erwachte er, und verlangte sofort noch eine Tasse Kräuterthee. Als ihm diese gereicht worden war, und er sie zur Hälfte ausgeschlürft hatte, sagte er mit sanfter Stimme, und mit einem Lächeln, das etwas Ueberirdisches an sich hatte: „Sie ist's!"

„Ja, sie ist's," wiederholte die Wirthin.

„Wer ist's?" fragte Paulson, indem er sich rasch aufrichtete und die erschreckte Frau an ihrem blaugewürfelten Busentuche anpackte.

„I was!“ entgegnete sie. „Sie liegen im Schweiß, nehmen Sie sich doch in Acht, Herr!“

„Ich will mich nicht in Acht nehmen!“ schrie der leidenschaftliche Jüngling. „Ich will nicht! Der Himmel segne den Dieb, der mich bestahl; der Himmel segne ihn für die Angst, die er mir eingeflößt.“

„Gott, er ist verrückt,“ murmelte die Frau.

„Wer ist jene Dame?“ fragte Paulson, indem er sein Haar ordnete und von seinem Morgenrock die Spuren des Kräuterthees auftrocknete. „Wer ist sie? Gleich geantwortet, oder ich stecke Euch das Haus über dem Kopfe an.“

„Still doch!“ rief die Frau. „Ruhig. Beträgt man sich so, wenn man zu Schwitzen eingenommen hat? — Ich kenne die Dame nicht; sie ist vor einer Stunde mit Postpferden gekommen, und da sie die Nacht durch gefahren, ruht sie sich etwas aus, um ihre Reise dann fortzusetzen.“

„Wohin geht diese Reise?“ fragte Paulson.

„Das weiß ich nicht. Meinetwegen ans Ende der Welt. Ich bekümmere mich nicht um die Angelegenheiten der Leute, die bei mir einsprechen.“

„Sie ist eine alte Närrin," rief Paulson. „Geh Sie zum Fräulein, und melde Sie mich an." Die Wirthin entfernte sich kopfschüttelnd, und der erste Buchhalter fing an, seine Toilette zu machen, vor einem Miniaturspiegel, der nur einzelne Fragmente des Putzes, und diese auch nur in einem trüben Lichte, sehen ließ. „Der Kräuterthee," murmelte der junge Mann, „hat mir ein kleines interessantes Echauffement beigebracht. Ich bin in der Regel zu bleich, und diese Röthe hebt das Feuer meiner Augen, und sticht gehörig gegen meinen braunen Bart ab, der sonst auch zu bleich erscheint.

Mitten in diesen Beschäftigungen übermannte ihn der Gedanke, daß er jetzt seine Unbekannte wiedersehen werde, so heftig, daß er sich eiligst hinsetzen, uud den Kopf in die Hand stützen mußte. So fand ihn die zurückkehrende Wirthin, die die Antwort brachte: „Die Mamsell läßt sich entschuldigen, sie nimmt keine Herrenbesuche an."

„Nein, sie nimmt keine Herrenbesuche an," wiederholte eine tiefe Baßstimme, und der Mann in der blauen Blouse trat aus dem Zimmer der Dame hervor. Paulson erhob sich, und wankte auf seinen Retter zu. „Mein lieber Freund,"

rief er mit einer sehr matten Stimme, „kennen Sie jene junge Dame dort?“

„Ob ich sie kenne?“ erwiederte der Packträger mit einem kurzen, gemein klingenden Gelächter. „Es ist ja unsre Mademoisell, die Tochter des Herrn Buchhändlers, der Ihnen gegenüber wohnt.“

„Die Tochter des Herrn Pot —“ stammelte der unglückliche Jüngling, und wurde bleich wie die Wand.

„Die Tochter des Herrn Potter,“ ergänzte der Packträger, „sie kommt eben frisch aus der Pension, und bleibt jetzt bei uns zu Hause.“

„Und bleibt jetzt bei uns zu Hause,“ sagte Paulson mit einer Stimme, die wie aus weiter Ferne zu tönen schien. Er mußte sich wieder schnell setzen, denn ihm wurde übel. Ein heftiger Schweiß brach aus allen Poren, und gleich darauf folgte wieder ein entsetzlicher Frost. Er bat den Packträger und die Wirthin, ihn zu verlassen, und als er sich allein sah, streckte er sich wieder aufs Sopha, band wiederum das gelbe Tuch um den Kopf, trank den Rest des Thees aus, und breitete den Rock über sich hin. Eine Stunde verging, während er sich nicht regte. Es war eine schreckliche Crise, in der der erste Buch-

halter lag. Die Wirthin guckte ein paarmal durch die Thürspalte, da sie aber ihren Gast immer unbeweglich und mit geschlossenen Augen daliegen sah, entfernte sie sich leise. Die Pferde vor dem Wagen der Mademoiselle Potter wurden angespannt, sie und ihr Kammermädchen gingen laut lachend durch den Gang, und stiegen laut lachend ein, der Postillon blies ein schmetterndes Liedchen, der Wagen rumpelte über das alte Pflaster — Herr Paulson rührte sich nicht; nur das äußerste Ende des gelben Tuchzipfels auf seiner Stirne zitterte fortwährend, aber so unmerklich, daß nur die feinste und anhaltendste Beobachtung es gewahr werden konnte.

Endlich war dieser ängstliche Zustand vorüber, Herr Paulson erhob sich wieder. Er kleidete sich an, und trat aus der Stube, um den Weg nach Hause anzutreten. Er war ruhig, und warum sollte er es auch nicht sein? Der Schlag war gefallen. Der Wille des Schicksals klar ausgesprochen. Die feindlichen Häuser Nehrmann und Potter standen sich gegenüber, ihr alter eingewurzelter Haß bestand in seiner ganzen Stärke, und nun — die Liebe! Der erste Buchhalter Nehrmanns auf der einen Seite — auf der an-

dern die einzige Tochter und Erbin Potters! Diese zwei Personen, die sich nie hätten sehen sollen, sehen sich und lieben sich. Da ist alles, was man haben will. Das Unglück ist da, groß und gewaltig. Kein Ausbeugen, kein bei Seite treten, kein hinter die Coulissen schleichen mehr möglich. Entweder die Häuser, Nehrmann und Potter, versöhnen sich, und das ist unmöglich, oder der erste Buchhalter geht unter.

Während diese Betrachtungen dumpf durch den Kopf des dabei Betheiligten schwirrten, tönte ein lustiges Liedchen ihm zur Seite, und dieses Lied kam aus der Kehle Peters, des Packträgers und Commissionairs des Buchhändlers. „Wir wollen diesmal zusammen gehen," sagte er zu seinem träumenden Gefährten, „damit Ihnen nicht wieder ein Malheur passirt."

Paulson nickte mechanisch mit dem Kopfe.

„Ich höre," fuhr Peter fort, „daß sie gestern noch einen andern Galgenvogel hier im Dorfe gefangen haben, der ein Compagnon mit unserm Freunde zu sein scheint, aber der die Geschäfte im Großen getrieben, und Bankzettel fabricirt haben soll. Das sind alles die Früchte der Aufpasserei und Spürerei unter den Händ-

lern. Die Börsenspekulanten wiegeln das Volk auf; das Unwesen mit den Aktien macht den Verstand des Armen schwindeln, und er vertraut sich den im Geheim herumschleichenden Banquerottirern und Planmachern. Es klingt so hübsch, wenn man hört, daß hier ein Berg abgetragen werden soll, dort ein See eingetrocknet, um eine Eisenbahn darüber weg zu führen, aber es kommt im Leben nicht zu Stande, und ist auch nie ernsthaft gemeint gewesen. Ich lasse mich auf keine Art Schwindel ein."

Paulson, der von der ganzen Rede nichts als das Wort Schwindel gehört hatte, und dieses auf sich bezog, drückte dem Packträger mit einem sanften Lächeln die Hand und sagte: „Ich danke Euch, es wird schon vorübergehen."

„Nein, es wird immer ärger werden," rief Peter, „bis denn endlich alles zusammenbricht."

„Ja, bis endlich alles zusammenbricht, und ich Ruhe im Grabe haben werde," seufzte Paulson.

Da der Packträger diese Aeußerung durchaus nicht verstand, schwieg er einige Minuten still, und sagte dann: „Ich, zum Beispiel, lobe mir mein kleines Geschäft. Ihr wißt wohl nicht, was ich eigentlich treibe?"

„Nein,“ erwiederte der Buchhalter.

„Mein Mäuschen!“ rief Peter, „ich bin grad dasselbe, was Sie sind, mein Herr Ebenfalls im Dienste der Literatur. Sehn Sie da mein Päckchen, darin sind im bescheidnen Sacke von grauer Leinwand die großen Herren, die in der Bücherwelt eine so einflußreiche Rolle spielen, enthalten. Ich gehe mit ihnen auf die Märkte und Kirmsen, und schlage los, was ich los schlagen kann. Wo es einen Schmaus giebt, wo ein Schlachtermeister ein Uebriges an einem guten Ochsenhandel erhascht hat, da trete ich hinein, und biete meine Waare aus. Noch gestern hab ich den sämmtlichen Jean Paul an die Köchin im Gasthofe zur bunten Ente verkauft, die in der Lotterie einen Gewinnst gezogen hatte.“

„Hat sie ihn auch verstanden?“ fragte der Buchhalter düster.

„Das weiß ich nicht; zweifle daran. Sie nahm es, weil vor dem ersten Bändchen der Verfasser abgebildet ist, mit einer Rose im Knopfloch, und gerade so, sagte die Köchin, sei ihr Schatz auch immer gegangen, wenn es nehmlich Rosenzeit gewesen. Die Tochter des dicken Pächters sollte zum erstenmal zum heiligen Abendmahl

gehen, und kaufte mir deshalb Claurens Schriften ab. Ueberhaupt, wenn nur alles so gut ginge, als die Werke dieses Mannes. An keinen Pfefferladen, an keiner Ausschnittbude geh ich vorbei, wo nicht die Ladenmamsell oder der junge Herr mit der steifen Kravatte und den umgeschlagenen Vatermördern die Hände nach einem Clauren ausstreckt. Allein ich verkaufe auch Goethe."

„Das ist mir lieb zu hören," sagte der Buchhalter trocken.

„Ja, ich verkaufe auch Goethe," setzte der Packträger hinzu; „aber immer mit einiger List. Am meisten geht die Farbenlehre ab, denn die sechs Färber im nächsten Städtchen haben jeder ein Exemplar gekauft; doch der Eine versicherte mich gestern, daß er nichts im Buche gefunden hätte, was ihm nicht schon vollkommen bekannt gewesen wäre. Nur die Wahlverwandtschaften wollten nicht abgehen, und ich wurde sie erst los, als ich sie wie ein Gesangbuch in einem schwarzen Deckel mit Goldschnitt einbinden ließ."

Paulson, der wieder in seine Träumereien versunken war, seufzte laut.

„Ja," rief Peter, „ich seufze auch darüber, aber was hilfts? die Zeiten sind nun einmal schlecht. Hier schleppe ich nun schon sechs Monate ein indisches Gedicht von einem berühmten Verfasser mit mir herum, wofür man mir kein faules Ei geben will. Wenn doch die Herren, die da Poesie ins Blaue hinein machen, wenn sie doch wüßten, wie das Volk über ihre künstlichen Sachen die Nase rümpft. Und immer wieder kommen solche Bücher. Man sagt, es sei eben nicht fürs Volk geschrieben, aber für wen ist's denn geschrieben? Die sogenannten Gebildeten lesen's auch nicht. Es erfreut Niemanden, und keiner Seele ist irgend damit gedient. Schon einmal hatte ich so ein Buch von dem Herrn, der immer nur indische Gedichte schreibt, das wurde ich aber glücklich los, indem ich davor ein simples Kochbuch heften ließ. Jederman sah das Kochbuch an und überschlug das indische Gedicht."

„Aber muß mich nun gerade dieses Schicksal treffen!" seufzte Paulson.

„Wie meinten Sie das?" fragte Peter.

Der erste Buchhalter antwortete nicht, und sein Gefährte fuhr fort: „Dieses Schicksal trifft

nicht Sie, sondern den Mann, der die indischen Gedichte schreibt."

„Schon gut," sagte Paulson.

„Mit Politik befasse ich mich nicht," bemerkte Peter. „Die Sachen, die davon handeln, gehen aus, ohne meine Vermittelung. Mein Departement ist so recht eigentlich das versessene Zeug, das nicht weichen und nicht wanken will aus dem Buchladen, und das doch sein Geld einbringen muß, wenn der Profit herauskommen soll. Herr Potter trug mir einmal auf, eine recht bissige, malkontante Schrift herumzutragen, aber da sagte ich: Herr Potter, lassen Sie mich mit dem Zeug in Ruh. Ich liebe den König, und bin der Meinung, daß der Staat sehr gut verwaltet wird. Du Dummkopf, erwiederte er, was geht das Dich an, wenn es nur Geld einbringt. Nein, Herr Potter, sagte ich, ich will solch schmutzige Aufhetzerei nicht auf mich laden. Ich will nicht. Ich dürfte mich dann bei dem ruhigen Bürger und Bauer nicht wieder sehen lassen. Da lächelte er vornehm, nahm mir die Schrift ab, und gab mir dafür „Rosalien's Nachlaß."

„Heißt sie Rosalie?" fragte Paulson erschreckt und bestürzt.

„Ja Rosalie,“ entgegnete Peter. „Sie ist noch auf dem Titel abgebildet, wie sie an einer zerbrochenen Säule sitzt und weint.“

Der Buchhalter schüttelte den Kopf. Peter wollte etwas erwiedern, als sie eben aus dem Gehölz heraustraten und den Weg zur Stadt einlenkend, einen Wagen ansichtig wurden, dem zwei Dorfpolizeioffizianten zu Pferde folgten. Die beiden darin sitzenden Verhafteten hatten etwas Auffälliges in ihrer Erscheinung. Der Eine war der breitschultrige wilde Gesell, der unsern beiden Wanderern nur zu wohl bekannt war, der Andere zeigte eine schmächtige Gestalt und obgleich auch er in Lumpen gehüllt war, beschattete dennoch sein silbergraues Haar Züge, die etwas ursprünglich Edles und Feines an sich hatten. Er blickte vor sich hin und schien in tiefe Gedanken verloren, während sein Gefährte neben ihm ein frechpossenhaftes Lied sang.

„Ach, meine Herren, viel Glück zur Ankunft!“ rief Peter. „In welchem Gasthofe werden Sie absteigen?“

Der neben dem wilden Burschen sitzende Greis fuhr bei dieser Frage auf, und blickte um sich. Erst jetzt schien er zu sehen, daß er dicht

vor der Stadt war; er stieß einen langen und heftigen Schmerzenschrei aus, und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Als der erste Buchhalter zu Hause angelangt war, betrachtete er zum erstenmal das große dunkle Haus gegenüber, und das kleine vergitterte Comptoirfenster Potters mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl von Grausen und Bewunderung.

11.

Der Auftritt in der Theaterloge hatte ernsthafte Folgen nach sich gezogen. Wenige Tage darauf trafen Erlbach und Düborn zusammen. Die zwei schwarzen Elegants hatten unterdessen den Kapitain ausfindig gemacht, und ergötzten sich, dessen Erbitterung zu nähren. Die Familie Tipp setzte ihre Besuche bei der Gräfin Climclamclatsch fort, und in Folge dieser Aufhetzereien nahm Düborn Gelegenheit ein kräftiges Wort zu Gunsten Fräulein Montelli's zu sprechen. Der Baron Erlbach fand sich aufs neue zurechtgewiesen und vergalt die Lehre über einer übermüthigen und boshaften Aeußerung, die Düborn

ihm nicht hingehen lassen durfte. Es kam zum Duell. Der Ausgang war unglücklich für Alfred, der am Arme verwundet wurde, und ein langwieriges Wundfieber zu bestehen hatte.

Während dieser Katastrophe hatte Camélie eine kleine Reise angetreten. Alfred sah sie während eines Monats nicht. Der alte Kapitain kam zu ihm, um ihn in Namen seiner Verwandten zu danken. Alfred lehnte diesen Dank ab; er beobachtete den Kapitain genauer, und zum erstenmal entdeckte er in dem Wesen dieses Alten etwas Düsteres, Geheimnißvolles. Seine Fragen hierüber blieben ohne erschöpfende Antwort. Es mußte in Caméliens Hause etwas Besonderes vorgegangen sein, das man ihr selbst verhehlte, von dem jedoch der Alte und Miß Tudor nothwendig unterrichtet sein mußten. Diese qualvolle Unruhe trug sehr viel zur Verschlimmerung des Zustandes unseres Kranken bei. Seine Träume waren unaufhörlich mit der Geliebten beschäftigt, und stets sah er sie in enge Berührung gebracht mit jenem geheimnißvollen Greis, dessen Gestalt seit jenem Abend sich ihm aufs schärfste eingeprägt hatte. Er konnte nicht verhindern, daß die Zweifel, an deren Bekämpfung

er sein Leben gesetzt, in den Stunden finstern Nachdenkens sich ihm selbst näherten. „Wenn es möglich wäre," rief er dann, „daß jener Alte wahr geredet? Wenn er wirklich unzweifelhafte Rechte auf Camélien hätte, und wenn er wahnsinnig genug wäre, diese Rechte eines Tages geltend zu machen? Wenn die Unglückliche, von keiner Schuld wissend, Arglose, sich plötzlich in die tiefste Nacht des Verbrechens, und der Schande herabgerissen sähe? Wie entsetzlich!" Er vermochte dieses Bild nicht weiter zu verfolgen; die Figuren darauf erhielten eine schauervolle Wirklichkeit.

Er faßte den Entschluß an Camélien zu schreiben, sie bei dem Andenken ihrer Liebe zu beschwören, sich ihm gänzlich zu vertrauen, es hielt ihn aber von der Ausführung dieses Plans wiederum die Furcht zurück, die Arme, die vielleicht noch nichts ahndete, von keinem Dinge wußte, was frevelhaft um sie her geschah, zuerst mit ihrer Lage bekannt zu machen. So unter ewigem Zweifel und trostloser Bekümmerniß schlichen zwei lange Wochen dahin. Alfred fühlte, daß sein Arzt Recht habe, der ihm anbefahl, andere Bilder und Darstellungen in sich

aufzurufen. Er riß sich gewaltsam los, und lud den jungen Dichter Franz an sein Bette, um mit ihm über erheiternde Dinge zu sprechen. Oefters kamen auch Nehrmann und Waller hinzu. Ein paarmal, aber auch nicht mehr, ließ sich der Domherr im Krankenzimmer sehen, aber er suchte es immer so einzurichten, daß er mit keinem Schriftsteller und noch weniger mit einem Journalisten dort zusammentraf.

Nehrmann las einige schmähende Artikel vor, die in den untergeordneten Literatur-Zeitungen gegen Alfreds Roman erschienen waren. Dühorn hatte es selbst verlangt, und es ergötzte ihn diese Stimmen anzuhören, die zum Theil, wider Willen, eine sehr belustigende Sprache führten. Diese Herren gingen ans Feld der Literatur, wie man einen Acker abtheilt und absteckt. Ein Theilchen wurde die aristokratische, ein anderer die schmutzige, oder Taback- und Bierstuben-Literatur genannt. Es schien, man sei beschäftigt, den ganzen Parnaß auf diese Weise mit Einpferchungen und kleinen weißen Polizeitäfelchen, wohin es erlaubt sei zu gehen, und wohin nicht, zu versehen. Nirgends wurde ein Buch geradezu nach seinem positiven Werthe beurtheilt. Ein geistreicher Kritiker hatte

sichs zum Gesetz gemacht, alles zu verdammen, was von einem Verfasser rührte, der ein unglückseliges „von" vor seinen Namen hatte. Verblendet von diesem Vorurtheil sah er in der anspruchlosesten Schilderung das sich breit Machen eines gehässigen Kastengeistes. Diese Erbitterung führte ihn zu maaßloser Ungerechtigkeit. Er wurde hämisch, wo er gerecht sein sollte, er brachte eine ewige Unruhe zu Tage, wo eine partheilose Ruhe am wirksamsten gewesen wäre. Dieser Unwille zeigte sich als eine bloße Spur der einst so grell geschiedenen Standesverhältnisse, aber in der Literatur spielt er eine besonders schädliche und gehässige Rolle. Es muß doch wohl ganz gleich sein, wenn der Autor einen Hofzirkel oder eine Bauernstube schildert, wenn er sie nur mit treffenden und wahren Farben schildert. In Deutschland, wo kein öffentliches politisches Leben existirt, ist dieser Kampf gegen die Vornehmigkeit lächerlich. Es ist mit diesem Streit kein einziges wirksames Element verbunden; nur ein kleiner Groll macht sich geltend und bringt es zu eben so kleinen Triumphen. Nicht daß ein Fürst schreibt, ist tadelnswerth, sondern nur das schlechte Buch, das der

Fürst schreibt, verfällt der Geißel der Kritik. Die aristokratische Literatur ist ein Unsinn, es giebt nur eine Aristokratie in der Literatur, und diese besteht in Ausübung der Regeln des guten Geschmacks. Das einzige freiherrliche Wappen in der Literatur ist das der Schönheit, die erste und einzige Ritterwaffe, das Schwerdt der Wahrheit, und Deutschland hat bewiesen, daß dieses Schwerdt, dieses Wappen, dieses Adelspatent, sehr oft, wenn nicht ausschließlich, im Besitz bürgerlicher Hände sich befanden.

Nehrmann faßte diese Bemerkung auf und führte sie auf ein neues Gebiet. Er sprach von dem Klickenwesen in der neuen Literatur. „Sollten Sie es wohl glauben, verehrter Herr," wandte er sich zu Düborn, „daß ein Schriftsteller von seltenem Werthe zehn, ja zwanzig Jahr producirte, ohne daß unsere sämmtlichen Journale die mindeste Notiz von ihm nehmen? So wenig weiß die jüngste Generation was es heißt, den wahren Werth eines Buches erkennen. Es ist wahr, der Dichter jener Schriften, von denen ich spreche, hat es verschmäht, sich um die Genossenschaft gewisser Kritiker und Herausgeber von Journalen zn bemühen. Er kennt diese

Herren nur aus der Entfernung, aber er hat das gute Vertrauen zu ihnen, daß sie Werke, und nicht Menschen beurtheilen. Glauben Sie, daß irgend eines der hundertfunfzig Blätter, die in Deutschland erscheinen, Erwähnung von diesen Schriften gethan, die das Publicum zu seiner Lieblingslectüre gewählt hat? Keins. Während täglich die Spalten dieser selben Zeitblätter wimmeln von lobpreisenden Beurtheilungen von Schriften dunkler Verfasser, die nie im Interesse des Publikums ans Tageslicht treten. Man giebt lieber Uebersetzungen aus den geringfügigsten Modearbeiten des Auslandes, als daß man nur ein Wort verlöre über ein treffliches Werk des Inlandes, dessen ganzes Gewicht man fühlt, aber das man jedoch, aus kleinlicher Eitelkeit, weil der Verfasser nicht um die Freundschaft dieses oder jenes Journals nachgesucht hat, nicht ein Wort verlieren will. Diese unwürdige Perfide macht, daß die deutschen Journale, gegenüber der Meinung des Auslandes, so unendlich sinken, denn man sieht, daß sie eines Theils nicht den Muth, andern Theils nicht den guten Willen haben, die Produktionen des eignen Vaterlandes zu besprechen und anzupreisen. Würden es wohl

die Franzosen, würden es die Engländer leiden, daß ihre, der Unterhaltung gewidmeten Journale, nur immer mit Erzählungen aus deutschen Originalen gefüllt wären?"

„Lieber Rehrmann," nahm Düborn das Wort „von dem Augenblicke an, wo wir unsere Romandichter so honoriren, wie der Engländer und der Franzose es thut, von dem Augenblicke an werden wir auch eigene und vortreffliche Aufsätze haben, und unsere Revue's werden nicht so von ausländischem Flickwerk, und inländischer Armseligkeit trotzen. Das Eingeständniß mag nun demüthigend sein oder nicht, aber die Kritik geht hier Hand in Hand mit Merkur, dem Gotte kaufmännischer Speculation. Die Masse von Ideen, von Bildern, von Darstellungen, nennen Sie das Gepräge modernen Lobes wie Sie wollen, ist nun einmal käuflich, und eine thörichte Sparsamkeit, ein Fehler im Calcül bestraft sich hier ebenso, wie in jedem andern Handel. Lassen Sie die ungeheure Menge von Revüe's, die in Deutschland erscheinen, sich auf die Hälfte, auf ein Drittel beschränken, aber an dieses Drittel wenden Sie, was an dem monströsen Ganzen bis jetzt zwecklos versplittert wurde, und wir wollen

sehen, ob wir dem Gesammt-Publikum nicht eine Ehrfurcht vor diesem Institut einzuflößen im Stande sind. Wir haben ein oder höchstens zwei Journale, die sich leicht zu dieser Würde emporarbeiten könnten, wenn sie wollten, und die dazu gehörige Opfer nicht scheuten."

„Die übrigens sehr groß sind," sagte Rehrmann. „Man muß sehr unabhängig sein, und über ein sehr großes Vermögen zu disponiren haben, um ein Journal im Sinne der besten englischen Revue's zu gründen. Indessen unmöglich wäre es nicht, und es könnte sein, daß die nächste Zukunft schon Plane der Art reifer macht. Wenn man die Literatur für eine Macht erkennt, so wird man schon Opfer bringen, um sich dieser Macht zu versichern."

Bei diesen Gesprächen war Franz ein untheilnehmender Zuhörer. Er war zu sehr Dichter, um sich irgend mit Etwas zu befassen, das auf die Außenwelt und auf öconomische Klugheit Bezug hatte. Er war, seitdem er aus den Banden Potter's befreit war, ein ganz Anderer geworden. Alfred hatte ihn an sich gekettet, und ihm es möglich gemacht, in glücklicher Unabhängigkeit und Freiheit, ganz der Poesie zu leben.

Die Gedichte des Jünglings waren erschienen, und hatten sich zahlreiche Verehrer erworben. Man fand sie eben so zart als sinnvoll. Ueberhaupt setzte Alfred auf diesen jungen Freund große Hoffnungen. Er hatte mit ihm alle jene Grundsätze besprochen, die er zum Gedeihen der Poesie für entscheidend hielt. Der erste dieser Grundsätze war, daß Franz sich entschließen mußte, einem gewissen Kosmopolitismus zu huldigen, und daß er nur das zum Gegenstand seines Sanges machte, was als poetisches Gemeingut jeder Zeit, jedem Geschlechte gehörte. Mit einem Worte, er wollte das „Nationelle" auf das einige neuere Dichter so übertriebenen Werth gelegt haben, tief in den Hintergrund geschoben wissen, und das Ideale dagegen wieder auf den Thron gehoben sehen. Jede politische Tendenz, jedes Bezügliche auf die Gegenwart sollte sich immer mehr aus den Versen der Dichter verflüchtigen, und dagegen die Gefühle an die Stelle treten, die immerdar Sympathieen erwecken, die Welt mag sich nun gestalten wie sie wolle. Mit der Hinwegschaffung der politischen Säure wäre auch dem anmuthigen Scherz wieder die Thüre geöffnet, dem Spiel der Grazien, die so lange

verbannt geblieben sind. Es ist zum Gemeinplatz geworden der Ausspruch: die Poesie hätte erst jetzt Ernst und Würde erhalten! Sie hatte diesen Ernst, diese Würde immer, aber sie war nicht grämlich, nicht altklug, nicht pedantisch, und das ist sie jetzt.

Franz bemächtigte sich dieser Ideen mit großer Lebhaftigkeit. Sein weiches und hingebendes Gemüth war ohnedies dem rauhen Element der Tages-Debatte verschlossen; er trachtete nicht nach dem Scharfblick des Historikers, noch nach dem eitlen Ruhm, ein philosophisches Dogma in Verse gebracht zu haben. Aus der Fülle seines Busens quollen seine Gedichte, und somit waren sie auch für das Herz bestimmt. Ein gemüthlicher Componist setzte diese schönen Verse leicht in Melodie, und manches innige Gefühl, manche zärtliche Thräne hatten sie seit dem hervorgelockt.

Wenn es im Sinne dieser kleinen Skizze wäre, die darinnen aufgeführten Gedanken noch weiter auszuführen, so müßte Franzens Charakter, von einer eben so zarten als liebenden Hand bis ins kleinste Detail gezeichnet, ein wohlthuendes harmonisches Bild geben. Die Seele dieses Jünglings war ganz Sanfmuth, und leises Hinlau-

schen und Hinhorchen auf die Natur. Keine der gesellschaftlichen Convenienzen berührte ihn, jedem der zahllosen Widersprüche unserer socialen Cultur wich er mit der Unbefangenheit und Arglosigkeit eines Kindes aus, das der Gefahr dicht vorüber geht, ohne ihr Dasein zu ahnen. Alfred hätte gern ihm eine Stellung in der Gesellschaft verschafft, aber er fühlte, daß jeder Zwang die zarten Fasern dieses Wesens zerstören müßte. So schätzte, wahrte er denn den geliebten Freund in seinem Hause, wie man einen Schatz hüthet, dessen zufällige Entdeckung einem so große Freude gemacht hat.

Nehrmann trat eines Tages mit einem Convolut Manuscripte in Alfred's Zimmer. Es waren nachgelassene Papiere eines berühmten Gelehrten. Die Wittwe, die sich in hülfloser Lage befand, hatte dem Buchhändler diesen Nachlaß übersendet, mit der Angabe eines Honorars, das für das Interesse, welches nothwendig jene Memoiren hervorrufen mußten, nicht zu groß war. Aber dieses Interesse zu erregen war, so sah man beim ersten Blicke in die Blätter, ganz gegen den Willen des verstorbenen Autors. Er war ein Mann gewesen voll feiner Vorsicht und fast

scheuer Zurückhaltung, seine Denkbücher dagegen strotzten von boshaften Einfällen, und epigrammatischen Zügen, die ihren Gegenstand treffend, aber verläumderisch schilderten. Offenbar hatte der Rücksichtvolle sich zu Hause, in diesen Blättern, die er sorgfältig verbarg, über manchen Aerger, den er hatte verschlucken müssen, Luft gemacht. Sollte man sie jetzt herausgeben? Durfte man das? Alfred erklärte sich bestimmt dagegen. Er kaufte sogar der Wittwe das Manuscript ab, um sicher zu sein, daß sie es nicht einem andern Buchhändler anböte.

„Man muß diesem Piraten-Unwesen einmal ein Ziel setzen," sagte er zu Rehrmann. „Wir rauben die Ehre unsrer nächsten Angehörigen, um uns dafür einen Mittag satt zu essen. Was wäre noch heilig, wenn es nicht das Vertrauen eines Todten wäre, das stillschweigend auf seinem Vermächtniß ruht. Die Menge soll verehren, sie soll ihre großen Geister anbeten, und wehe der Hand der Gemeinheit, die an eine Glorie zu rütteln wagt."

Eben so heftig sprach sich Alfred gegen das Sammeln der kleinen Papierschnitzel aus den Mappen und Körben großer Männer aus. Oft

sind diese Herren selbst schwach genug, ihre Papierkörbe umzustürzen, und sie der Presse zu überantworten, viel öfterer übernehmen aber diese unheilvolle Procedur ihre Verehrer, und fügen ihnen damit die empfindlichste Schmach an. Ueber die großen Dichter, wie über die großen Heiligen, dürfen nur Legenden existiren, kleine, an's Wunderbare streifende Sagen, die man mit Andacht anhört, und deren positive Wirklichkeit man nicht antastet. So wie keine Todtenmaske von einem Dichter genommen werden dürfte, so dürfte auch kein Arzt über die Krankheiten seines Unterleibes schreiben, oder ein literarischer Lumpensammler seine alte Garderobe versteigern. Ueber alle diese Dinge möge man schweigen. Ich will viel lieber glauben, daß der Dichter in eine Wolke gehüllt von der Erde weggeschwebt sei, als das in Wachs nachgebildete, aufgeplatzte Geschwür sehen, an dem er gestorben. Eine einzige schmutzige Anekdote befleckt die reinen Fittiche der Phantasie auf immer."

12.

Als Alfred wieder das Zimmer verlassen durfte, war sein erster Gang zu Camélien. Sie war noch immer nicht zurückgekehrt. Er verlangte Miß Harriet zu sehen, sie ließ sich entschuldigen mit Krankheit. Den Tag darauf übersendete sie ihm folgenden Brief.

„Ich bitte Sie, Mylord, uns aus Ihrem Andenken auszulöschen. Wir verlassen diese Stadt, dieses Land auf immer. Ein großes Unglück hat uns betroffen Ich frage nicht nach dem Urtheil der Menge, die ich verachte, aber Sie, als ein edler Mann, dürfen Rechenschaft fordern, und ich gebe Ihnen, was die Menschen nie verdienen, die Wahrheit. Meine unglückliche Pflegetochter weiß nichts davon, daß die beifolgenden Papiere Ihnen offen vorliegen. Lesen Sie, und beklagen Sie die Härte des Geschicks, das meine arme Tochter trifft. Die sichere Hand, die diese Zeilen für mich schreibt, wird das Manuscript von Ihnen abholen. Durch diesen Boten werden Sie die letzten Nachrichten von uns hören. Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für die uns bezeigte Liebe, für das uns bezeigte Vertrauen."

Harriet Tudor.

Mit zitternder Hand öffnete Alfred die beigeschlossenen Bogen, und las Folgendes:

Lord Towstone hatte zwei Söhne, der älteste war Erbe des Titels und der Reichthümer seines Vaters, der jüngere ward mit einem dürftigen Jahrgehalte abgefunden. Dieser jüngere Sohn war ich. Mein Charakter war düster und grübelnd. Ich begriff es nicht, warum das Geschick den Einen auf einen goldnen Stuhl setzt, ihm alle Genüsse der Erde zu Füßen legt, den Andern auf eine harte Holzbank bettet, und ihm das Nothwendigste versagt. Die Folge dieser Betrachtung war ein frühzeitiger Haß mit dem ich die kalte Gleichgültigkeit meines Vaters vergalt. Ich sonderte mich ab von meiner Familie, und sie schien diese Entfernung eines ihrer Mitglieder kaum zu bemerken.

Düstrer Schatten des Tom Brown erhebe dich neu aus deiner Grube. Kennst du noch den alten Kirchhof zu St. Giles? Du kennst ihn. Hochaufgerichtet steht noch der Sarkophag aus Sandstein gehauen, hinter dem wir uns verbargen, wenn der Mond zu hell schien, und wir fürchten mußten, man entdeckte unsere nächtlichen

Zusammenkünfte. Ich lernte von dir die tausend boshaften Streiche ausüben, die die alten Mütterchen des Kirchspiels dem Teufel zuschrieben. Du warst ein Teufel, Tom Brown!

Nie hatte ich Lust London zu sehen. Weshalb, rief ich bei mir, diese abscheuliche Stadt beschauen und ihr Pflaster betreten, über das ein Gemenge von Spitzbuben und Narren sich täglich hin und her stößt? Man erzählte mir von einem Justizpallast: Können Leute, wie mein Vater, dort ohne Erröthen vorbeigehen? fragte ich. Man sah mich an, und glaubte, ich spräche im Traume.

Tom Brown hatte einmal London gesehen, er hatte einer Hinrichtung beigewohnt, und brachte mir ein Stückchen Holz, das er von einem der Gerüste mit seinem Taschenmesser heimlich abgelöst. Es klebte ein Tropfen Blut daran. „Sieh," rief er, und hielt mir das Stückchen Holz dicht vor die Augen, „dieser Blutfleck kam aus dem Herzen eines Menschen, der eben so dachte, wie wir. Auch unser Blut wird denselben Weg nehmen. Der arme Bursche stahl einem Gentleman ein Schnupftuch aus der Tasche; der Gentleman hatte ein halbes hundert solcher Tücher bei sich

zu Hause. Dein Bruder hat Tausende von Goldstücken in seinen Kisten daheim, aber versuche, ihm nur ein Goldstück aus der Tasche zu rauben, und er wird Dich wie einen Hund tödten lassen."

Ich erreichte das sechszehnte Jahr, und mein Vater brachte mich im Dienst eines Schiffes unter, das nach Ostindien gehen sollte. Niemand fragte mich, ob ich Lust zu diesem Stande hatte. Ich war nie sehr kräftig, den Anblick des Wassers konnte ich so wenig ertragen, daß ich allemal einen Todesschauer empfand, wenn ich ein Schiff betrat. Gleich den ersten Tag fiel ich von einem Brett herab in die Wellen; seit diesem Augenblick leide ich an furchtbaren Krämpfen, die Stundenlang anhalten. Man achtete dessen nicht, ich glaube nicht einmal, daß mein Vater etwas von diesem Vorfall erfuhr, für so unwichtig hielt man ihn.

Ich nahm von Tom Brown Abschied, und ich weiß nicht, welch ein thörichter Gedanke uns eingab, uns in das Stückchen Holz mit dem Blutfleck zu theilen. Jeder nahm einen Splitter und bewahrte ihn sorgfältig.

Als ich von Ostindien zurückkam, es waren drei Jahre darüber vergangen, fand ich meinen Bruder verheirathet und meinen Vater nicht mehr am Leben. Das Vermögen meines Bruders hatte sich durch seine Heirath noch verdoppelt; ich hatte nichts, und war arm wie früher. Da man mich kalt aufnahm, weilte ich nur kurze Zeit im Hause meiner Verwandten und begab mich dann aufs Land. Hier lernte ich ein Mädchen kennen, welches eine Jugendfreundin meiner Schwägerin war. Ich warb um sie, und erhielt sie zum Weibe. Sie besaß ein geringes Erbtheil, und mit Hülfe dessen richteten wir uns auf einem Pachthofe ein, und ich nahm mir vor, wie ein ehrlicher Mann zu leben, und wie ein solcher auch zu sterben. Meine Mary war sanft und gut, sie übernahm es, mich mit meiner Familie auszusöhnen, und es gelang ihr. Mein Bruder kam mit seinem Weibe und seinem Knaben mich zu besuchen, und ich erwiederte diese Freundlichkeit, indem ich meinen Widerwillen vor London bezwang und dort in seinem Pallaste einsprach. So vergingen sechs Jahre, da starb Lord Frederic und sein achtjähriger Sohn erbte die ungeheuren Reichthümer, die die Sparsamkeit des Vaters nur

noch hatte vermehren helfen. Er hatte ein Testament hinterlassen, daß, im Fall seine Gemahlin vor der Vollendung der Erziehung des Sohnes stürbe, dieser in Obhut und unter Vorsorge meines Weibes kommen sollte. Dieser betrübende Fall trat ein. Die ohnedies kränkliche Lady überlebte den Verlust ihres geliebten Gatten nicht lange, und sterbend nahm sie ihrer Jugendfreundin das heilige Versprechen ab, für ihren nun verwaisten Knaben, wie für einen eignen Sohn, zu sorgen.

Als der junge Lord zum erstenmale die Schwelle meiner niedern Hütte betrat, es war an einem Sonntagmorgen, und in der nahen Kirche hatte eben der Gottesdienst begonnen, befiel mich ein unerklärliches Bangen. Ich hätte hinzueilen wollen, um ihn zu verhindern die Thür zu öffnen. Wirklich rief ich ihn laut beim Namen und der Knabe, vor den verzerrten Zügen meines verstörten Antlitzes erschreckend, sah mich mit den großen hellen Augen, in denen die Unschuld und Tugend wie eine Sonne flammten, fragend an. Als ich nicht antwortete, überschritt er sorglos die Schwelle, an der ein Fluch haftete.

Ich hatte gehofft, Tom Brown nicht wieder zu sehen. Er aber erfuhr kaum, daß ich wieder in England sei, als er mich aufsuchte. Eines Tages arbeitete ich in meinem Garten, es war ein heißer Nachmittag, der Schweiß befeuchtete meine Stirne. Armer Toby, rief er mir zu, wie du es dir sauer werden läßt! Man sollte nicht glauben, daß du einen reichen Erben bei dir beherbergst, der ein schwacher Knabe ist, und dessen Schlafkammer dazu noch ganz nahe an die deinige stößt.

Bei diesen Worten fühlte ich es kalt über meinem Rücken gleiten. Ich hob den Spaten auf, um den Sprecher zu züchtigen, aber er bog sich zur Seite und statt seiner erblickte ich nur den Stamm einer alten verkrüppelten Weide vor mir. In der That, damals glaubte ich steif und fest, daß Tom Brown wirklich der Teufel sei.

Mein Weib beobachtete mich seit einiger Zeit mit einem mißtrauischen Blicke. Ich war entschlossen, dieses nicht zu leiden. Sie hüthete den Knaben ganz besonders sorgfältig, und ich sah darin einen gräßlichen Vorwurf. Jetzt haßte ich sie eben so wie den Knaben. Meine alten Zu-

fälle kehrten in verdoppeltem Grade wieder; mein Weib, die da fürchtete, der Knabe möchte von dem Uebel angesteckt werden, drang darauf, daß ich mich in einem entfernten Hause des Dorfes einmiethete. Hier saß ich in düsterer Einsamkeit meinen Gedanken überlassen, und diese suchten die dunkle Straße wieder auf, von der sie einige Blicke Sonnenschein gescheucht hatten.

An dem Tage, wo das große Pferderennen zu Heimorket gehalten wird, kam der junge Lord zu mir, um mich zu bitten, ihm zu erlauben, in einem Wagen, den man ihm aus London geschickt hatte, die Fahrt nach dem Vereinigungsorte zu machen. Ich willigte ein, fragte ihn jedoch, wen er sich zum Begleiter ausgewählt. Er nannte mir einen alten Diener, den er aus seinem Vaterhause noch mitgebracht, und der das volle Vertrauen meines Weibes besaß. Diese Antwort genügte mir, und der Knabe fuhr ab. Er sollte vor Einbruch der Nacht wieder zurück sein, allein die Nacht war so stürmisch, es goß ein so unendlicher Regen herab, daß Dick, so hieß der alte Diener, nicht gewagt hatte, die Fahrt ganz zu beendigen. Ich schlich in jener Nacht herum, und befand mich in der Nähe der Landstraße, an

der die Heimkehrenden vorbeikommen sollten. Endlich hörte ich die Spur eines Wagens. Das Wetter hatte seine Wuth ein wenig gemildert, und Dick trieb an, das Dorf so bald als möglich zu erreichen. Die Gegend, die ich sehr genau kannte, war gefährlich. Ein tiefer Abgrund öffnete sich nicht weit von der Straße. Die neuen Pferde waren ungeübt auf Landwegen und der Bauertölpel auf dem Bocke der Leitseile nichts weniger als sicher. Es gelang mir, durch ein plötzliches Hervorspringen den Wagen aus der Richtung zu bringen, und die scheu gewordenen Pferde schleuderten ihn in den Abgrund. Die That war geschehen. Der Knabe war lebensgefährlich beschädigt, und starb bald darauf. Der alte Diener, der sich das Unglück zuschrieb, wurde wahnsinnig. Auf mich hatte Niemand Verdacht, mein Weib ausgenommen, die von dem Augenblicke an, wo ich mich im Besitz der mir nun zugefallenen Schätze befand, sich von mir trennte, und die ich nie wieder gesehen habe.

Ich war jetzt reich, die Welt gehörte mir. Ich bezog den Pallast meines Bruders, allein ich hielt es in London nicht lange aus. Immer wieder erwachte mein alter Widerwille gegen

diese Stadt. Ein Schiff brachte mich nach Spanien, von dort segelte ich nach Afrika über. Völlig fremde Umgebung that mir wohl. Ich kam nach Italien, und dort, während mich ein langwieriges Fieber in einem der kleinen Städte des Toskanischen Gebiets fesselte, lebte ich im Hause der Wittwe eines Prokurators, die eine schöne Tochter hatte. Lucia ward meine Pflegerin, sie ward meine Geliebte. Die Mutter wollte unser Verhältniß auflösen, sie hatte ihre Tochter einem reichen Marchese zugesagt, ich tödtete diesen Bewerber im Duell, und entführte Lucien. Wir flüchteten nach Tyrol, wo wir versteckt in einem engen Thale wohnten. Aber das idyllische Glück der Abgeschiedenheit behagte mir nicht. Mein Sinn war wild und einzig auf berauschende Genüsse gewendet; nach einigen Wochen verließ ich Lucien heimlich, und fand mich in den Spielsälen von Venedig ein, wo ich Tausende auf eine Karte setzte. Drei Jahre der unsinnigsten Verschwendung machten mich zum Bettler.

Nie wird das Bild aus meinem Gedächtniß schwinden, wie ich am späten Abend, in Lumpen gehüllt, an Geist und Körper zerrüttet, zum erstenmal

wieder nach langer Abwesenheit an die Thür meiner Hütte klopfte, und meine Lucia mir entgegen kam, auf dem Arme einen kleinen blondlockigen Engel. Es war meine Tochter. Mary hatte mir keinen Erben geschenkt, ich sah sie nur immer für ein fremdes Kind so zärtlich besorgt, und hier lächelte mein Kind mir entgegen. Wie grausam! warum mußte ich das beseeligende Vatergefühl, ein Gefühl, das mich vielleicht wenige Jahre früher von der Bahn des Lasters auf immer weggescheucht hätte, jetzt empfinden, wo ich nichts thun konnte, als es wie einen Fluch mehr auf mein Haupt geschleudert, betrachten? Ich kam als Bettler zurück, und konnte diesem blühenden Leben nichts bieten, als eine Laufbahn der Schande und des Elendes. Ich hatte ein fremdes Kind gemordet, um glücklich zu sein, und dieses treulose Glück sollte jetzt der Mörder meines Kindes werden. Ich verfluchte die mit Blut erkaufte Erbschaft, ich verwünschte die Stunde, wo ich zum erstenmal den Wunsch, sie zu erlangen, im Busen hatte keimen gefühlt.

Lucia, weit entfernt, Mary's strenge Tugend nachzuahmen, blieb mir im Elend treu. Sie wandte sich von dem Verbrecher nicht ab, sie

floh nicht mit ihrem Kinde von mir hinweg. Aber mein Geschick, mißgünstig auf jeden Seegen, der mir ward, raubte sie mir. Sie starb in meinen Armen. Jetzt erst empfand ich ganz, wie glühend ich sie geliebt hatte. An ihrer Leiche schwur ich, ihr Kind glücklich zu machen, und sollte es auch durch meine tiefste Erniedrigung geschehen. Ich habe diesen Schwur gehalten.

Vertraut mit dem Verbrechen, bebte ich nicht davor zurück, unter welcher Gestalt es sich mir auch zeigte. Reichthümer wollte ich erwerben und ich erwarb sie.

In dieser Zeit war es, wo Tom Brown sich wieder mit mir vereinigte. Er hatte eine ansehnliche Erbschaft, die ihm unterdessen zugefallen war, fast auf eine ähnliche Weise durchgebracht wie ich. Wir verbanden uns. Er brachte eine Stiefschwester mit sich, die klug und besonnen war, und der wir das Schlimmste hätten anvertrauen können, wenn wir es gewollt, aber wir verschlossen unsere Pläne im Busen. Die damals ausbrechenden Unruhen in Italien begünstigten uns. Wir beraubten die, die uns beraubt hatten, und übten auf diese Weise eine sehr erlaubte Rache aus. Aber diese Erwerbs-

quelle war, obgleich sehr ergiebig, doch unsicher. Falsche Wechsel und Bankzettel warfen ein reichliches Kapital aus. Der zu jener Zeit gerade ausbrechende Banquerott mehrerer großer Häuser ließ unsere Summe schneller kursiren, und klug angelegte falsche Spuren brachten den Verdacht einzelner Entdeckungen weit von uns ab.

„Meine wiedererworbenen Goldrollen wendete ich sogleich an, meinen Schwur ins Leben treten zu lassen. Harriet Tudor, so heißt jene Stiefschwester Brown's, erschien mir auf den ersten Blick als die passendste Person, um sie in mein Geheimniß zu ziehen. Muthvoll, wie ein Mann nur sein kann, war sie zugleich erfahren und weltklug. Ohne das zu haben, was wir Bildung nennen, übersah sie mit einem Blick die künstlichsten Combinationen. Ich erfuhr nun, daß der wilde Brown ein Lamm war in ihren Händen, und jeder Leitung folgte. Als Harriet sich einmal für meinen Plan interessirt zeigte, wußte ich auch, daß sie ihn ausführen würde. Ich brachte ihr meine Camélie, und sie schloß sie in ihre Arme. Das Mädchen hatte einige Zeit unterdessen, ehe ich diese Angelegenheit ins Reine brachte, bei einer Gräfin gewohnt, die eine ent-

fernte Verwandte einer verstorbenen Lucia war. Diese Dame hatte eingewilligt, Camélien ihren Familiennamen zu geben, und somit war jede Spur ihrer eigentlichen Abkunft hinweggetilgt. Ich arbeitete für sie in Nacht und Schande, sie lebte in Licht, Glanz und Ehre. Harriet brachte meine süße Kleine in eine berühmte Pensionsanstalt, und es wurde zwischen uns abgemacht, in welchen Zeitfristen, und durch welchen Kanal ich die Gelder überschicken sollte. Auch mußte ich auf die vorsichtigste Weise anfragen, wann ich mein Kind sehen könne, und die Harriet verschaffte mir diese Freude nur selten. Ich kann nicht darüber mit ihr zürnen, denn sie sorgte dadurch für die Sicherheit meines Schatzes. Wenn es von mir abgehangen, ich hätte alle Tage der Gefahr getrotzt, blos um nur einen Blick in das reine himmlische Auge meines lieben Mädchens zu thun. Wenn ich meine Seele mit Lastern bedrückte, so that ich es dieses Engels wegen. Ich hoffe Erbarmen zu finden."

„Mein Haar ist ergraut, mein Rücken gekrümmt; die fortgesetzte Uebung im heimlichen Betrug hat in mein Antlitz Furchen gezogen, die mich auf ewig unähnlich machen den edlen Ge-

schlechtern, von denen ich abstamme. Für meinen Namen bin ich schon seit Jahren todt, meine Titel trägt ein blonder, unschuldiger Knabe, dessen Familie nicht ahndet, daß ich noch lebe. Und wie lange werde ich noch leben? Ich trotze der Gefahr; ich will entdeckt sein. Seit einiger Zeit spotte ich der Vorsichtsmaaßregeln Harriets. Was liegt auch noch an dem Haupt des Sünders? Für Camélie ist gesorgt; ihr kann nichts von dem entzogen werden, was ich und meine Freunde erwarben. Sie ist geborgen, und ich bin bereit zu sterben."

Tobias Brighton,
ehemals Lord Towstone.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Alfred die Lesung dieser Blätter beendete. Es fehlte wenig, so hätten diese grausenvollen Blätter ihn wieder zurück in die kaum verlassene Krankheit gestürzt. Er wartete mit peinlicher Ungeduld auf den Boten, der da erscheinen sollte, um die anvertrauten Bekenntnisse wieder in Empfang zu nehmen. Endlich erschien er, es war der Kapitain Bourdly. Alfred stürzte ihm entgegen, und schloß ihn in seine Arme. Der alte Mann hatte Thränen im Auge. „Geben Sie

mir das Wort eines ehrlichen Mannes," rief er, Düborn die Hand reichend, „daß Sie nie und nimmer etwas verlautbaren von dem jammervollen Inhalt jener Papiere." Alfred gab ihm die Hand. Beide Männer standen lange schweigend neben einander.

„Wo ist sie? wo ist Camelie?" rief Düborn endlich leidenschaftlich.

„Nicht hier, nicht in der Stadt," entgegnete Bourdly. „Wir haben alle Mühe angewendet, um sie zu entfernen, damit ihre, durch tausend Ahndungen erregte Seele nichts von der schrecklichen Wahrheit erfahre. Das Urtheil des Alten ist gesprochen, es lautet auf Tod, ist aber auf Deportation gemildert worden."

„Kann ihn nicht sehen?" fragte Alfred.

„Wozu?" rief der Kapitain.

„Ist es irgend möglich, so erzeigen Sie mir den Dienst, Sir."

„Sie haben ein Recht auf unsre Dankbarkeit," entgegnete Bourdly. „Heute ist die letzte Nacht, die der Unglückliche in den Mauern seines Gefängnisses zubringt. Ich will Sie zu ihm führen. Aber, nochmals; wozu soll's? Halten Sie sich um acht Uhr bereit."

„Ich werde bereit sein.“

Bourdly entfernte sich, und ließ Alfred in einer Stimmung zurück, deren drückende Last stieg, je näher die achte Stunde rückte. Endlich schlug sie, und der Kapitain, in einen Mantel gehüllt, machte das gegebene Zeichen, daß er unten warte. Sie gingen beide durch die immer leerer werdenden Straßen, bis sie zu einem Gebäude gelangten, das durch sein düstres Aussehen schon von Ferne seine Bestimmung bekundete. Durch Alfred's Innerm zuckte ein gewaltiger Schmerz, als er sich Cameliens unglücklichen Vater in diesen finstern Mauern dachte. Er folgte zögernd dem Kapitain, der ihn durch mehrere Gänge vor eine niedrige Thür brachte, die der Gefangenwärter aufschloß. Im Dämmerlichte, das durch ein hochgelegenes, vergittertes Fenster hereinbrach, wurde eine zusammengekauerte Gestalt sichtbar, die in einer Ecke bewegungslos lehnte. Der Kapitain winkte Alfred, an der Thüre zurückzubleiben, und näherte sich leise dem Unglücklichen. „Armer Toby,“ rief er mit sanfter Stimme, „ich komme, in Deinem Elend Dich zu trösten. — „Wer bist Du?“ tönte die Frage aus der Mauerecke. — „Wie, Du kennst Bourdly nicht, Deinen

Freund aus bessern Tagen, der jetzt eben so verlassen und jammervoll ist, wie Du?",

Der Alte streckte seine Hand aus, und schüttelte die dargebotne Rechte des Kapitains, ohne ein Wort zu sprechen. — „Hast Du mir nichts aufzutragen?" fragte Bourdly. — „Nichts" — erwiederte der Greis. „Du hast eine Tochter!" rief Bourdly. — „Ich habe keine, ich habe nie eine gehabt," antwortete Toby Brighton rasch und lebhaft. — Der Kapitain schüttelte das Haupt, und sah mit einem bedeutungsvollen Blicke zu Alfred hinüber.

In diesem Augenblicke hörte man eilige Tritte auf dem Gange, die Thür wurde aufgerissen, und auf der Schwelle der düstern Clause erschien, wie ein Engel des Lichts an der Pforte des Grabes, Camélie, im Schleier gehüllt. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, und stürzte ohnmächtig zu den Füßen des armen Toby Brighton.

Während Alfred und der Kapitain sich beschäftigten, sie wieder ins Leben zu rufen, hörten sie, wie der Alte aus gepreßter Brust quaalvolle Seufzer ausstieß. Er hielt seine Hände vor die Augen, aber Alfred bemerkte, wie er verstohlene

Blicke auf die Tochter heftete. Camélie erwachte aus starrer Bewußtlosigkeit, schlang ihre zitternden Arme um die Kniee des Greises.

„Was wollen Sie, Milady?" rief Toby Brihgton. „Ich kenne Sie nicht."

„Mein Vater!" schluchzte das Mädchen.

„Ich, Ihr Vater!" rief Toby Brighton. „Sie irren, schöne Miß. Ich bitte Sie, sich zu entfernen, denn Ihre Gegenwart kann weder für Sie ehrenvoll, noch für mich von Nutzen sein. Gehn Sie, Milady, gehn Sie"

Bei diesen Worten, die mit einer rauhen, befehlenden Stimme ausgesprochen wurden, drehte eine neue Ohnmacht die Sinne der Tochter zu umschleiern. Sie wankte, und Alfred hielt sie in seinen Armen auf. Eine lange, fürchterliche Pause entstand.

„Lassen Sie mich mit ihm allein," bat Camélie, indem sie Alfred erkannte, und mit Thränen im Auge ihm zuwinkte. „Ich beschwöre Sie, entfernen Sie den Kapitain, entfernen Sie den Gefangenwärter. An dieser Minute hängt mein Leben."

Alfred, unfähig ihr zu widersprechen, that wie sie wünschte. Er zog sich mit den Uebrigen zu-

rück, aber die befehlende Stimme des Alten hieß ihn bleiben. „Was soll das?“ rief er. „Man will mich mit der Lady allein lassen, und doch habe ich erklärt, daß es ein Irrthum, daß ich die Dame nicht kenne, daß sie mir, und ich ihr nichts zu sagen habe? Sie sucht einen Verwandten, führen Sie sie in eine andere Zelle. Nun, so thun Sie doch, was ich befehle. Es kann Ihnen Ihr Amt kosten, wenn Sie dulden, daß man hier fremden Personen Zutritt verstattet.“

Der Gefangenwärter, an den diese Worte gerichtet waren, trat jetzt hervor, aber Camélie achtete seiner nicht, sie warf sich zu den Füßen des Greises, und rief mit einer Stimme, die die ganze Kraft ihrer Seele ausdrückte: „Hier ist mein Platz! Auf der weiten Erde hab ich keine Stätte, als diese hier. Keine Gewalt wird mich von hier fortreißen! Ach, mein Vater! Mein Vater!“

„Gott, wie wird mir!“ murmelte der Alte. „Ist dies der Todesengel? Ein grausamer, stechender Schmerz durchwühlt meine Brust. Laßt mich, — laßt mich!“

Alfred und der Kapitain stützten das Haupt des Alten, während Camélie seine Hände mit

Thränen netzte. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Schlag den Unglücklichen getroffen, und daß keine Rettung weiter zu hoffen sei. Noch einmal öffnete Toby Brighton die Augen, um seine Blicke auf dem geliebten Haupte ruhen zu lassen, er legte seine Hand segnend auf dieses Haupt, aber der Name Tochter entschwebte seinen Lippen selbst im Tode nicht.

„Wohl ihm!" rief der Kapitain, indem er die erkaltete Hand an seine Brust drückte. „Der Kerker hat sich ihm geöffnet. Er ist frei! Irrthum, Schmach und Verbrechen haben keinen Theil mehr an ihm! —

13.

Wer an dem ersten Pfingstfeiertage zufällig in die dunkle abgelegene Gasse gerieth, in der die beiden Buchhandlungen Nehrmann und Potter ihre Stapelplätze hatten, den mußte nothwendig eine ganz besondere Bewegung auffallen, die in der besagten Gasse herrschte. Man konnte dieses unmöglich auf Rechnung des Pfingstfeiertages schieben, denn dieses christliche Fest war bis jetzt alljährlich wiedergekehrt, ohne die Physiognomie der dunkeln Gasse auch nur im min-

desten zu verändern; und gesetzt, das Fest wäre hier im Spiele, so hätten nothwendig die übrigen Häuser der dunkeln Gasse ebenfalls eine Bewegung zeigen müssen, aber dieses war keineswegs der Fall. Die Häuser mit den spitzigen Giebeln, und mit den „übelwollenden“ Hausthüren waren verschlossen, wie immer, und nur der Eingang zum Laden des Herrn Potter, und ihm gegenüber der Thorweg, der in den Hof, und von da in das Comptoir des Herrn Nehrmann leitete, standen offen, und waren mit bunten Kränzen und grünen Birkenbäumchen geschmückt.

Irgend ein großer Philosoph hat die tiefsinnige Betrachtung ausgesprochen, daß alles, was in der Welt geschieht, seinen Grund hat, warum es geschieht. Wenn man von dieser großen Wahrheit auf die Blumenkränze an dem Thorweg des Herrn Nehrmann übergeht, so ergiebt sich als eine unantastbare Schlußfolge, daß auch diese Ausschmückungen ihren Grund haben. Aber wir wollen ihn nicht vor der Zeit verrathen, sondern uns lieber noch etwas beobachtend hier in die Ecke des alten Strumpfwirker-Ladens stellen, von wo aus wir die beiden Buchhändler-Häuser ins Auge fassen können.

Die alte Thurmuhr, die die Verpflichtung hat, diesem Stadtviertel die nöthigen Offenbarungen in Rücksicht der Zeit mitzutheilen, hat sich eben dieser Obliegenheit in drei mißgestimmten Glockenschlägen entledigt. Es ist zwei Uhr und drei viertel. Die Mittagstunde ist so nahe, als ein hungriger, hiebei betheiligter Magen es nur irgend wünschen kann, wenn nicht die lästigen Zeremonien und die unabweislichen Vorbereitungen zu einer großen Tafel einen fatalen Queerstrich ziehen. Zwei Jünglinge des Comptoirs, in schwarzem Frack, und mit Blumensträußen in den Knopflöchern, scheinen die obigen Zweifel auszusprechen, denn sie gehen ungeduldig auf dem schmalen Trottoir umher, indem sie ihre Blicke bald auf den Eingang zur Küche, bald hinauf in ein offenstehendes Erkerfenster richten, von wo man vom Fensterrand herab schwarze Kastorhüte und eben so gefärbte Frackzipfel herunter schimmern sieht. Es ist das Versammlungszimmer, wo die Mitglieder sich becomplimentiren, und wo der feierliche Zug sich ordnet. Unten in der Küche war schon am frühen Morgen die unglückliche Familie eines Puterhahns verschwunden. Zugleich war aus dem nächsten

Laden eine Anzahl Citronen, eine große Glas- phiole mit kostbaren, in Arrak eingemachten Früch- ten, herbeigeholt worden. Dieses, und eine be- sonders saftige Schöpsenkeule, drei von einem üp- pigen Materialismus strotzende Schinken, und noch andere Ingredienzien eines guten Mahles waren schon, auf dem Küchentisch stehend, von den zwei Jünglingen des Comptoirs beobachtet worden. Ihre Lüsternheit hatte dieser Anblick auf den höchsten Punkt getrieben, und sie gerie- then in einen bemerkenswerthen Grad von Lei- denschaftlichkeit, als mit dem Dreiviertelschlage noch immer nicht die schwarzen Frackzipfel oben sich regten, und die Kastorhüte nicht von der Fensterbank verschwinden wollten.

Mit diesen interessanten Jünglingen stellte zu gleicher Zeit noch Jemand sehr ängstliche und genaue Beobachtungen an. Es war dieses der erste Buchhalter, Herr Paulson, der an diesem Tage eine sehr einflußreiche Rolle spielte, und jetzt, in Folge des Bewußtseins seiner Wichtig- keit, in eine übertrieben enge Halsbinde geschnürt, aus einem kleinen Dachfenster herab, und mit durchbohrenden Blicken auf ein gegenüberliegendes Dachfenster im Potterschen Hause starrte. Alles

an der Kleidung, der Gestalt und der Miene des ersten Buchhalters sprach die gespannteste Erwartung aus. Die weißen Zipfel seines Halskragens schienen sich mit jeder Sekunde höher emporzurecken, und in das Gewirre des Backenbarts eindringen zu wollen. Das Toupé der blonden Haare bekam immer mehr einen spitzigen und gereizten Charakter, und die Weste verließ ihre glatte und nachgiebige Stellung, um sich unberufen in die Angelegenheiten der Kravatte und des Frackkragens zu mischen. Diese Unordnung war eine Folge der aufgeregten Stimmung des Mannes. Er begriff nicht, warum sich der Vorhang von blauem Kattun am gegenüberstehenden Dachfenster nicht heben wollte. Endlich aber hob er sich, eine geputzte Dame trat dicht an die kleinen Scheiben, und in diesem großen Moment legte der erste Buchhalter seine Hand zwischen den vierten und sechsten Westenknopf, und seufzte tief. Die Dame öffnete das Fenster, und jetzt konnte man sehen, daß sie ein sehr faltiges Kleid von weißem Atlas anhatte, und einen Blumenkranz im Haar. Herr Paulson wechselte mit dieser Dame zärtliche Grüße, und beide verschwanden nun von den Fenstern.

Während Herr Paulson zitternd die Treppe hinunterstieg, um sich in den Versammlungssaal zu begeben, stieß sein Fuß auf einen plumpen, großen in grauer Leinewand eingewickelten Ballen, der durch die Unordnung, die in diesen Regionen des Hauses am heutigen Tage herrschte, mitten in den Weg geschleudert worden war. Gewiß ist's, daß das Schicksal hierbei seine Hand sichtbarlich im Spiele hatte, denn dieser Bücherballen mit der unglücklichen Aufschrift „Rückwärts!" war derselbe, der vor drei Jahren den erhabenen Zorn des ersten Buchhalters in so hohem Grade weckte. Herr Paulson blieb vor diesem Bücherballen stehen, und betrachtete ihn mit einem bittern Lächeln. Es war, als wenn die tausende von Makulaturbogen, die er enthielt, zu eben so viel hohnlachenden Gespenstern würden, die ihn am Rockschoße festhielten, um ihm mit heiserm Kreischen ins Ohr zu rufen, daß er eben im Begriff stehe, den Mann an sein Herz zu schließen, an dem Busen des Mannes die heiligen Thränen eines Sohnes und Eidams zu weinen, der im Stande gewesen war, einen so niedrigen und boshaften Streich ausgehen zu lassen. Es lag in der Verflechtung die-

ser besondern Verhältnisse ohne Zweifel etwas höchst Peinvolles und Aufregendes. Herr Paulson mußte die ganze Kraft seines liebenden und geliebten Herzens zusammen nehmen, umohne Haß an dem abscheulichen Bücherballen vorbeizugehen. Er that es, indem er die Augen halb schloß, und schnell zur Treppe lenkte. Unten kam ihm Herr Nehrmann entgegen, der ihm die Hand mit einer bedeutungsvollen Miene schüttelte und nichts dazu sagte als nur das einzige Wörtchen: „Nun?"

Sie traten beide in das Versammlungszimmer, wo sie mit einem ernsthaften, fünf Minuten anhaltenden, Gemurmel begrüßt wurden. Der Zug ordnete sich Paarweise und man sah diese Schwarzröcke über die Straße schreiten in Potter's Haus. Neues, fünf Minuten anhaltendes Gemurmel, und wiederum füllte sich die enge Gasse mit schwarzen Herren, die zurück in Nehrmanns Behausung lenkten. Es war dies ein unbeschreiblich feierlicher Augenblick. Die Nerven der dicken Dienstmagd in Potters Hause erlagen einer Effektscene, wie sie seit Menschengedenken in der dunklen Gasse nicht war gesehen worden. Sie brachte ihre Kattunschürze, auf der das Portrait

des Herzogs von Wellington prangte, an die Augen und vergoß einige Thränen aufrichtiger Theilnahme. Noch ein Woche früher hätte das sämmtliche dienende Personal es für durchaus unmöglich gehalten, die beiden Häupter der feindlichen Häuser mit einander jemals wandeln zu sehen, und dennoch geschah es jetzt. Herr Nehrmann zeigte seine gewohnte ehrliche und freundliche Miene, während scharfsichtige Beobachter auf dem breiten Gesichte Potters einen Zug von gleisnerischer Schlauheit bemerkten, der ein böses Anzeichen für die Zukunft war. Hinter diesen beiden Vätern zeigte sich, allein gehend, ungefähr wie die Jungfrau von Orleans im Krönungszuge, die dünne Gestalt des Bräutigams. Auf ihn heftete die weibliche Nachbarschaft die Blicke mit einer durchbohrenden Neugier. Herr Paulson fühlte das und seine Augen waren bescheiden zu Boden gerichtet. Wie sich der Anfang des Zugs Nehrmanns Hausthüre näherte, während das Ende noch in Potters Hausthüre steckte, überfiel die beiden Hauptpersonen eine krampfhafte Beweglichkeit. Ein seltener Zwist entspann sich. Der Herausgeber des „Vorwärts“ bat den Herausgeber des „Rückwärts“ voran zu gehen. Mein

Motto ist diesmal „Rückwärts," murmelte Nehrmann mit einem galanten Lächeln. Nein, rief Potter, in eben dieser Haltung und Miene, unmöglich können Sie sich anmaßen, was mir zukommt: mein Motto ist „Rückwärts." Es hieße das Ihrige usurpiren, wenn ich vorwärts ginge. Und ich, rief Nehrmann, gehe nicht vorwärts, seitdem ich weiß, daß man durch „rückwärts" weiter kommt. Diese schmeichelhafte Bemerkung, lächelte Potter, beweis't, daß Sie wahrhaft würdig sind, vorwärts zu gehen.

Dieser liebenswürdige Streit, der eine peinliche Länge anzunehmen drohte, wurde durch das ungeduldige nachschiebende Ende des Zuges, der aus der dunkeln Höhle des Potterschen Comtoirs mit Gewalt an's Licht strebte, schleunigst ausgekämpft. Herr Potter und Herr Nehrmann betraten beide zu gleicher Zeit die Schwelle des Speisesaals, und ließen sich an den Ehrenplätzen der Tafel nieder. Ihnen folgte eine Schwester Potters mit der Braut. Um diese herum nahmen eine Anzahl weiß gekleideter Schönheiten Platz, die wie das Brautchor im Freischützen aufgeputzt waren Ganz zuletzt trat noch die

Dichterin Miranda ein, die vom eiligen Gange ganz erhitzt war, ein Paar ungeheure schwarze Handschuh auszog, und mit einem Schnupftuch wedelte, das eine Atmosphäre von Ambra und Moschus über die Gesellschaft ausgoß. Sie erhielt einen Ehrenplatz neben Herrn Nehrmann.

Niemand wagte das ehrwürdige Schweigen, das jetzt eintrat, zu unterbrechen; die ersten Löffel mit Suppe wurden mit einer Andacht geschöpft, als wäre es die Quelle des Lethe. Die Dichterin, die sich bewußt war, schalkhaft und muthwillig sein zu können, machte endlich die Bemerkung, daß es ihr vorgekommen sei, als hätte Herr Paulson geseufzt. Herr Paulson versicherte, aus seiner Erstarrung erwachend, daß er nicht geseufzt habe, und Mademoiselle Potter wurde blutroth im Gesicht. Herr Nehrmann nahm diesen Spaß auf, und versicherte, daß wenn Herr Paulson nicht geseufzt habe, irgend ein Anderer in der Gesellschaft nothwendig müsse geseufzt haben, und er glaube, daß Herr Plümrich sich das zu Schulden habe kommen lassen, indem er zugleich seine Blicke auf Frau Miranda gerichtet. Dieser Scherz brachte die untere Hälfte

der Tafel, wo die stummen Comptoirjünglinge saßen, außer sich vor Entzücken. Herr Plümrich war ein alter ausgedienter Faktor, der auf einem Auge blind und mit einer großen rothen Nase geschmückt war. Frau Miranda versuchte zu erröthen, da dies aber nicht gelang, machte sie sich das unschuldige Vergnügen, mit einem Kapaunflügel Herrn Nehrmann zu drohen, und auf dessen weißes Jabot zu tippen.

Das Gespräch war jetzt im Gange. Herr Paulson allein blieb stumm. Er warf von Zeit zu Zeit erstaunte Blicke auf seine geputzte Braut Es schien ihm wie ein Traum, daß sie nun wirklich und leibhaftig ihm gegenüber saß, daß er dieses überirdische Wesen, das wie eine Fee sich fünf Jahre lang in einen undurchdringlichen Dunkel versteckt gehalten, nun doch anbetend anschauen durfte. Es war nur zu gewiß, dieses Verhältniß, das zu den mysteriösesten in der Welt gehört, endigte sich doch nur mit einer prosaischen Heirath. Ein so merkwürdiger Fall lös'te sich auf, wie ein ganz gewöhnlicher. „Wie wundervoll!" rief er vor sich; „meine Messereise nach Leipzig, fünf Jahre der Ungewißheit!

und nun diese Heirath! Es gehört eine große Seele dazu, dies zu tragen!"

Er wurde in diesen Betrachtungen durch den Tumult der sämmtlichen Tischgenossen gestört, die auf sein Wohl tranken.

14.

Die Vereinigung der Liebenden wäre noch lange nicht erfolgt, wenn nicht am Buchhändler-Himmel günstige Asspecten sich gezeigt hätten. Durch die geistvolle und thätige Führung des Nehrmannschen Journals durch Düborn, war Potters Zeitschrift in den Grund gebohrt worden. Selbst den Witzling Blummers hatte der Buchhändler eingebüßt, denn dieser liebenswürdige Geist hatte, müde der Chikanen seines geitzigen Protektors, so eifrig die Studien des Spinoza mit der israelitischen Wittwe getrieben, daß das Herz dieser Dame davon gerührt wurde, und sie ihm ihre Hand und den Schlüssel zu ihrer Chatoulle schenkte. Potter gab den Bewerbungen des schüchternen Liebhabers nur in dem Fall seine Zustimmung, wenn das Journal in seine

Hände geriethe. Nehrmann, der Potters Talent als speculativer Kaufmann schätzte, hatte nichts dagegen, und nur der einzige war der Graf Düborn, der sich auf's Bestimmteste weigerte, seine fernere Unterstützung dem Unternehmen zu sichern, wenn ein Mann, wie Potter daran Theil hatte. Hiermit trat denn Paulson die Redaction des Blattes an. Er eröffnete den neuen Jahrgang mit einem, ihm schmeichelhaften Gedichte Miranda's, die sich unterzeichnete: „Sappho, eine Kindermuhme.“ Deutschland empfand den giftigen Stachel nicht, der in diesen wenigen Worten lag.

Düborn warb um Camélien. Sie beantwortete seinen leidenschaftlichen Brief mit diesen wenigen Zeilen:

„Wenn Sie auch vergessen können, Alfred, daß die, die Sie lieben, die Tochter eines als Verbrecher angeklagten Mannes ist, so kann ich es doch nie. Ich gebe Ihnen Ihr Wort und Ihre Schwüre zurück. Forschen Sie nicht, wohin ich mich wende. Mein jammervolles Geschick macht mir die tiefste Verborgenheit wünschenswerth; und keine Macht der Erde wird mich be-

wegen, wieder auf den wirren Schauplatz einer Welt zu treten, die mich so tief verletzt hat. Das schönste Angedenken, daß ich mit mir nehme, wird das Bild jener Stunden sein, wo uns Poesie und eine edle Liebe vereinte. Warum konnten wir nicht immer in diesen paradiesischen Gefilden schwärmen? Bleiben Sie, mein theuer geliebter Freund, an dem Platze, auf den Sie ein gütiges Geschick gestellt hat. Wirken Sie mit edlem Geiste auf die Geister Ihrer Zeit; erfüllen Sie ganz Ihre schöne Bestimmung, zu erheben, zu begeistern und zu belehren. Mein Geist wird Ihnen aus der Ferne folgen, und an Ihren glücklichen Erfolgen Theil nehmen. Wir bleiben auf diese Weise vereint, ohne daß wir nöthig haben, vor den kleinlichen Schrecken zu zittern, die auf jedem Wege uns entgegentreten würden, wenn wir zusammen wandeln wollten. Leben Sie wohl, Alfred; neben dem Altar Ihrer Muse richten Sie eine Gedächtnißtafel auf, die Sie der Freundschaft widmen.

Camélie.

Dieser Schmerz traf die Seele des Dichters aufs Heftigste. Es bedurfte Jahre, um ihn zu

überwinden. Immer wieder machte er Versuche, die Verlorne wieder zu erlangen, immer erfolglos. Endlich fand er Beruhigung und Trost in einem völligen Ergeben in die Zwecke literarischer Thätigkeit. Seine Arbeit wurde jetzt eine unausgesetzte. Er errang Palmen des Siegs, wo die kühnsten Hoffnungen bisher getäuscht worden waren; er kämpfte aber auch den riesigen Kampf mit der hundertköpfigen Hyder Gemeinheit. Seine Aufgabe war, sich als einen edlen Geist zu erweisen, und nichts ist der tauben Menge widerwärtiger, als eine solche Erscheinung sich Platz machen zu sehen. Aber er hielt diese fortwährende Anstrengung nur wenige Jahre aus, dann waren seine Kräfte erschüttert, und er mußte sich in ländliche Ruhe zurückziehen. Aber die Saat, die er ausgeschüttet, überraschte ihn noch durch unverhoffte späte Erndten. Er sah, daß die Bessern zusammentraten, daß die Kritik, ihre unmündige, lärmende Sprache aufgebend, sich wieder mit Ernst und Würde waffnete. Er sah vom Gebiete der Poesie das gehässige Element der Politik verdrängt, und die Grazien wieder ihre Stelle einnehmen. Es erschienen wieder Bücher, die in einer gebildeten Sprache zärtliche

Empfindungen, lächelnde, glückliche Gedanken vortrugen; die blutigen Grausamkeiten, der barbarische Schwulst waren auf immer verbannt. Man hielt es nicht für ein Zeichen der Ehrlichkeit, wenn man geschmacklos war, und jede plumpe Derbheit war verpönt. Es traten Vereine zusammen, die das Eigenthum des Geistes sicherten, und in ihren großartigen Institutionen die ehemalige Protektion der Höfe ersetzten. Die deutschen Dichter lebten, während ihr Dasein früher nur ein langsames Sterben war, ein ewiger Kampf mit Sorge und Kummer, hinschleppend zwischen den Thüren des Spitals und dem Thore des Kerkers. Die Fremdendiener wurden als unwürdig von einer immer größeren Anzahl gewichtiger Stimmen in den Tagblättern aufgestellt. Die in Reichthum lebenden ersten Schriftsteller der Nation bemächtigten sich der öffentlichen Meinung, und riefen immer mehr den Stolz des Deutschen auf, um ihn dem Stolz der andern Nationen entgegenzusetzen, und ein geistreiches Wort der Frau v. Stael fand immer mehr Berücksichtigung: „In der Literatur, wie in der Politik, haben die Deutschen überhaupt zu viel Achtung für das Ausland, und nicht ge-

nung Nationalvorurtheile. Bei Einzelnen ist die Verleugnung seiner selbst, und die Achtung Anderer eine Tugend, nicht so beim Patriotismus der Nationen; dieser muß egoistisch sein."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei C. Fränckel in Oldenburg.

Schu

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Alfred

Dessau 1841

P.o.germ. 1420 ed
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120768-4